3 1761 04723089 1

Basilius
Rede des heiliger
Basilius

BR
65
B34R4
1838

Rede

des heiligen

Basilius, des Grossen

an

christliche Jünglinge,

über den

rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller,

übersetzt und erläutert

von

Friedr. Aug. Nüsslin.

Beilage zu dem Mannheimer Lyceumsprogramme von 1838.

MANNHEIM.

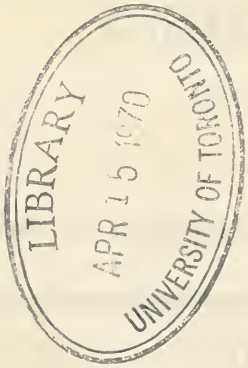
Druckerei von J. Kaufmann.

1838.

BR
65
B34R4
1838

„Man spricht von profanen Kenntnissen; solche gibt es eigentlich nicht; jede Kenntniss ist heilig in sich selbst; sie ist die Tochter des ewigen Lichtes."

Tegner.



Einleitung.

Der edle und fromme Basilius *), dessen berühmteste Rede hier zum ersten Male, unseres Wissens, in deutscher Sprache erscheint, darf mit andern Männern dieses Namens, von welchen er sich durch den Beinamen des Heiligen und Grossen unterscheidet, nicht verwechselt werden. Der Sohn angesehener und frommer christlicher Eltern wurde er zu Cäsarea, dem alten Mazaca in Kappadocien, um 329 unserer Zeitrechnung geboren, und erhielt seine erste Erziehung von seinem trefflichen Vater, einem ausgezeichneten Sachwalter und Lehrer der Beredsamkeit. Seine fernere wissenschaftliche Ausbildung suchte der hochbegabte Jüngling bei den berühmtesten Lehrern seiner Zeit zu Cäsarea, Konstantinopel, und vorzüglich zu Athen, noch damals der herrlichsten Bildungsstätte, dem tausendjährigen Wohnsitze aller Wissenschaft und Kunst, wie alles Grossen und Schönen in dem Leben. Da fand er unter seinen Mitstudirenden, welche er alle durch lebendigen Eifer und bewunderungswürdige Fortschritte übertroffen haben soll, den geistvollen, später zur Kaiserwürde erhobenen Prinzen Ju-

*) Eigentlich Basileios.

lian, und vorzüglich den trefflichen Gregorius von Nazianzus, welcher fortan sein treuster Lebensgefährte und Theilnehmer an seinem eifrigsten Streben nach Erkenntniss und Frömmigkeit geworden ist, denselben dem wir auch die warme Lobrede auf den früher gestorbenen Freund verdanken. Ausgerüstet mit allen geistigen Schätzen griechischer Weisheit, die ihm Athen in so reicher Fülle darbot, widmete sich Basilius in seiner Heimath der christlichen Theologie mit solchem Ernste, dass er sich, nach kurzer Verwaltung eines weltlichen Lehramtes in eine klösterliche Einsamkeit zurück zog und erst nach einem vieljährigen, ganz dem Studium der heiligen Schriften und den strengsten, frommen Uebungen gewidmeten Aufenthalte daselbst, wieder zu einer öffentlichen Wirksamkeit als Lektor und, nach einer abermaligen, kurzen Abwesenheit, als Presbyter in seine Vaterstadt zurück kehrte. Die fernern Schicksale seines viel bewegten Lebens bis zu seiner Ernennung zum Bischofe in seiner Vaterstadt und zum Metropoliten des Landes, seine uneigennützige, fromme Hingebung an den schwersten Beruf in den schwersten Zeiten, sein edles und muthiges Kämpfen für die wahre Lehre, deren grösster Hort er ward, so wie alle Verfolgungen und andere schwere Prüfungen welche ihn trafen, sind bei Garnier und in Schrœckh's Geschichte der christlichen Kirche, T. XIII, p. 1 — 220, auf welche wir verweisen, ausführlich erzählt.

Für den lichten und gebildeten Geist, die ausgezeichnete Gelehrsamkeit und Beredsamkeit dieses seltenen Man-

nes, der im Jahr 379 sein edles Leben endete, zeugen, ausser seinen Schriften, alle seine christlichen Zeitgenossen, die ihn als ihr Vorbild erkennen; ja selbst der grösste und beredteste Kunstrichter jener Zeit, Libanius, sein früherer Lehrer, der, obgleich Heide, kein Bedenken trägt, dem h. Basilius von Seiten der schönen und geschmackvollen Darstellung im Briefstile den Vorrang vor sich einzuräumen. (Epist. 1583. ff.) Den Adel seines Charakters, seine lautere Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit, bei der mildesten Gesinnung, muss uns schon der einzige Umstand hinreichend verbürgen, dass beide Kirchen, die römische wie die griechische, ihn unter ihre grössten Heiligen zählen und jene den 14. Juni, diese den ersten Januar seinem Andenken gewidmet hat.

Was nun seine vorliegende Rede betrifft, so führt sie gewöhnlich den unpassenden Titel einer Homilie; auch der einer Rede, im antiken Sinne des Wortes, gebührt ihr nicht: es ist vielmehr eine trauliche Belehrung, welche der würdige Mann einigen nahe mit ihm verwandten Jünglingen auf die Frage ertheilt, wie sie die heidnischen, eigentlich griechischen Schriftsteller — denn die römischen kennt er nicht — mit Nutzen lesen sollen, eine Anweisung ganz in dem Tone gehalten, wie er sich für das Alter und Ansehen des väterlichen Rathgebers und für die jugendliche Fassungskraft seiner Zuhörer am besten eignet. Seine Lehren erscheinen in dem einfachen Gewande der Wahrheit, jedoch nicht ohne jenen Hauch der Schönheit, der einem Manne nicht fehlen durfte, welcher

in der Sprache der Musen und Grazien schrieb und in der Heimath alles Schönen seine beste Jugendzeit verlebt hatte. Allein gerade dieser Vorzug verliert sich grossentheils in jeder Uebertragung, und wenn selbst der geistvolle Römer von sich klagte, dass er aus dem Griechischen in das Barbarische übertragen müsse,

Philemo scripsit, Plautus vortit barbare,

welches Zeugniss hat da vollends auch die gelungenste Uebersetzung aus dem Griechischen in eine der neuern Sprachen zu erwarten, die alle der römischen Sprache an Wohlklang wie an Schönheit überhaupt so weit nachstehen! Mit vollem Rechte mag es da von den Griechen heissen:

„Sie hauchen ihre Geistertöne
Und wir verkörpern sie alsdann.“

Ja selbst die verheisene Belehrung gewährt uns diese Rede nur zum Theile; wir finden darin kaum ein Wort von dem mächtigen und vielseitigen Einflusse der classischen Studien auf die Bildung des Geschmackes, auf die Entwickelung, Erleuchtung und Belebung aller geistigen Anlagen; nur ihre sittlich veredelnde Kraft, und auch diese nur insofern sie an guten Lehren und Beispielen eine zweckmässige und schöne Vorübung für die christliche Lehre gewähren, hebt Basilius mit sichtbarer Liebe hervor. Allein gerade dieser Gesichtspunkt war der wichtigste in einer Zeit, worin sich die unselige Meinung, als müsse die Beschäftigung mit den heidnischen Schriftstellern für die Sitten und den Glauben der christlichen Jugend in den gelehrten Schulen gefährlich werden, zum ersten Male laut aussprach, in einer Zeit

ferner, worin die zahlreich sich verbreitenden Mönche *) den classischen Schriftstellern einen unversönlichen Hass geschworen hatten. Gegen diese ungerechten und blinden Angriffe musste der heilige Basilius das köstlichste Kleinod menschlicher Bildung, nächst unsern heiligen Schriften, mit welchen sie ihre einzige Gefahr, die des Missbrauches gemein haben, zu vertheidigen und zu schirmen suchen. Und wer war berechtigter zu diesem edeln Unternehmen als der Mann, der durch seine hohe classische Bildung, seine ungeheuchelte Frömmigkeit und Gottesfurcht, so wie durch seine strenge orthodoxe Gläubigkeit die Leuchte und Richtschnur seiner und späterer Zeiten geworden ist? Wo liesse sich zu allen Zeiten eine Autorität für diese Sache finden, welche der seinigen vergleichbar wäre? Gewiss neben einem solchen Manne müssen alle Mäkler an den classischen Studien verstummen, und wir können das Wort eines alten Weisen mit vollem Rechte auf ihn anwenden:

Der Eine wiegt der Tausende dreissig Andrer auf.

Uebrigens werden dieselben Gründe, welche den heiligen Basilius zur Ausarbeitung seiner Rede veranlassten, auch unsere Uebersetzung derselben als ein zeitgemässes Unter-

*) Diesen zunächst gilt folgende Stelle aus der Lobrede des heiligen Gregorius von Nazianzus auf den heiligen Basilius: „Die wissenschaftliche Bildung behauptet unter allen menschlichen Gütern den ersten Rang. Ich rede nicht blos von unserer höhern, christlichen Erkenntniss, sondern auch von der äussern (heidnischen), welche der unwissende Haufe unter den Christen hasst, weil er wähnt, dieselbe sey schädlich und gefährlich und führe ab von Gott.“

nehmen rechtfertigen. Ist doch selbst in unsern jüngsten, so aufgeklärt gepriesenen Tagen dieselbe Meinung, welche Basilius bekämpft, mit naiver Zuversicht von neuem aufgetreten, um alle lichtscheuen Hörer, falls sich solche finden, mit glühendem Hasse gegen das griechische Heidenthum zu erfüllen! Wer möchte diese neu aufgefrischten, von den sachkundigsten Männern längst entkräfteten Anklagen, wie leicht es auch wäre, noch einmal widerlegen? wer sich über das Missbehagen ihrer leidenschaftlichen Urheber an dem reinen Lichte, welches die griechischen Schriftsteller in jedem wohlorganisirten Geiste, der sich mit ihnen befreundet, unfehlbar entzünden, nur im Mindesten wundern? Wird es ja selbst dem kalten und weltklugen Erzfeinde alles Schönen, dem Mephistopheles unheimlich zu Muthe, sobald er den heitern Himmel von Hellas erblickt; nur in dem dumpfen Gewühle auf seinem nordischen Hexenberge fühlt er sich heimisch und behaglich,

„Im Düstern ist er nur zu Hause."

Göthe, T. 41, p. 142. ff.

Um so erfreulicher und lehrreicher ist es aber die für alle Zeiten gültigen Gründe zu vernehmen, welche ein eben so erleuchteter als frommer und vorurtheilsfreier Zeuge, wie der heilige Basilius gegen eine so befangene oder, was schlimmer wäre, befangen sich stellende Ansicht würdig und ohne Leidenschaft in der folgenden Rede ausspricht.

Rede.

Viele Gründe bestimmen mich, liebe Söhne, Euch meinen besten Rath zu ertheilen, dessen Befolgung Euch zuverlässig nützen wird. Denn mein jetziges Alter, meine bereits erworbene Uebung in so vielen Geschäften und zumal meine hinlängliche Erprobung in dem überaus lehrreichen Wechsel von Glück und Unglück haben mir so viel Erfahrung in den menschlichen Angelegenheiten gegeben, dass ich Euch den sichersten Weg für das Leben in welches Ihr jetzt tretet, wohl anzudeuten vermag. Auch bin ich Euch nach den Eltern der Nächste durch die Bande der Natur, so dass ich selbst kein geringeres Wohlwollen als das eines Vaters für Euch empfinde, und auch Ihr werdet, wofern meine Meinung von Euerer Zuneigung mich nicht täuscht, bei dem Gedanken an mich Euere Eltern nicht vermissen. Wenn Ihr also meine Worte gern vernehmet, so wird Euch der zweite Rang unter Jenen gebühren, welchen Hesiodos Lob ertheilt; wo nicht, so werde ich Euch wenigstens nichts Unangenehmes verkünden. Ihr selbst erinnert Euch wohl ohne Zweifel jener Verse, worin

er sagt: der Erste sey Derjenige, welcher von selbst das Rechte erkenne; wacker sey jedoch auch Jener, der Anderer Weisung folge, doch wer für Keines von Beiden tauge, der sey unbrauchbar zu allen Dingen.

Möge es Euch übrigens nicht befremden, wenn ich für Jünglinge wie Ihr, welche täglich die Schule besuchen und mit den weisen Männern des Alterthumes durch ihre hinterlassenen Schriften Umgang pflegen, von meiner Seite etwas Nützlicheres aufzufinden meine. Denn gerade auch diesen Rath will ich Euch ertheilen, dass Ihr diesen Männern das Steuer Euerer Gedanken nicht wie das eines Schiffes unbedingt anvertrauend, folgen sollet, wohin sie Euch nur führen; sondern bei der Annahme alles dessen, was Euch frommt, müsset Ihr auch wissen, was zu meiden ist. Was dies nun sey und wie wir es erkennen mögen, darüber will ich Euch mit dem folgenden Gedanken anhebend belehren.

Wir Christen, meine lieben Söhne, halten dieses menschliche Leben für eine durchaus nichtige Sache und als gut erkennen und benennen wir überhaupt Nichts, dessen ganze Bestimmung für uns nur bis zu diesem Ziele reicht. Den Glanz der Vorfahren, die Stärke, Schönheit und Grösse des Körpers, die Ehrenbezeugungen aller Menschen, selbst die Königswürde und was man sonst unter menschlichen Dingen gross nennt, alle diese Dinge erscheinen uns nicht einmal des Wunsches werth und wir preisen ihre Besitzer nicht, sondern nach einem höhern Ziele schreiten wir mit unsern Hoffnungen und für ein anderes Leben tref-

fen wir alle unsere Vorbereitungen. Was uns nun zu diesem Ziele fördern kann, das behaupte ich, müssen wir lieben und mit aller Kraft erstreben, was nicht bis dahin reicht, das muss man als werthlos unbeachtet lassen.

Die Frage jedoch, was dies nun für ein Leben sey, wo und wie wir es leben werden, diese Frage führte weiter als ich in dem jetzigen Vorhaben kommen könnte, und fordert grössere Zuhörer als Ihr jetzt seyd. Mit dem einzigen Worte jedoch möchte ich Euch eine genügende Vorstellung davon geben, wenn ich sage, dass wer die ganze Fülle aller Glückseligkeit des ganzen Menschengeschlechtes seit seinem Daseyn in Worte fassen und auf einen Punkt zusammendrängen wollte, dennoch finden würde, dass sie nicht dem kleinsten Theile jener Güter gleich käme, sondern dass die Gesammtheit der hiesigen Güter dem kleinsten von jenen an Werth weiter nachstände, als ein Schatten oder Traum hinter seinem wirklichen Gegenstande zurückbleibt. Vielmehr, um mich eines verwandtern Beispieles zu bedienen, in dem Grade als die Seele überhaupt schätzenswerther als der Körper ist, in demselben Grade zeichnet sich das eine Leben vor dem andern aus.

Dahin nun leiten die heiligen Schriften durch Geheimnisse uns erziehend. So lange Ihr aber wegen Eurer Jugend die Tiefe ihres Sinnes nicht fassen könnet, wollen wir an andern nicht ganz abweichenden Schriften, wie an Schattenbildern und in Spiegeln, mit dem Auge der Seele eine Vorübung anstellen, nach dem Beispiele Jener, welche sich in der Taktik üben. Denn wann diese in den Bewe-

gungen der Hände und im Waffentanze Fertigkeit erlangt haben, so ärndten sie in den Kämpfen den Gewinn ihrer Spiele. Uns aber ziemt der Glaube, dass wir dem grössten aller Kämpfe entgegengehen, für den wir Alles aufbieten und, nach Kräften, ringen müssen. Für diese Vorbereitung müssen wir mit Dichtern, Geschichtschreibern und Rednern, mit allen Menschen in Verbindung treten, von welchen wir uns irgend eine Hülfe für das Heil der Seele versprechen dürfen.

Wie nun die Färber erst durch sorgfältige Zubereitungen den beliebigen Stoff, welcher die Farbe aufnehmen soll, bearbeiten und dann erst die glänzende Farbe von Purpur oder Anderm auftragen; so müssen auch wir in derselben Art, wenn der Glanz des Schönen unvertilgbar in unserer Seele haften soll, ihm erst die Grundlage dieser äussern (heidnischen) Bildung geben, ehe wir auf die heiligen und geheimnissvollen Lehren horchen; und nur wann wir uns gewöhnt haben, gleichsam die Sonne in dem Spiegel des Wassers zu schauen, dann erst dürfen wir unsern Blick zu dem Lichte selbst erheben.

Wenn nun wirklich eine Verwandtschaft zwischen beiden (den christlichen und heidnischen) Lehren statt findet, so muss ihre Kenntniss nützlich seyn; wo nicht, so trägt doch die durch Vergleichung derselben gewonnene Erkenntniss ihres Unterschiedes nicht wenig zur Befestigung der bessern bei. Durch welche Vergleichung möchten wir nun wohl ein richtiges Bild von der einen Erziehung gewinnen? Traun, es verhält sich damit wohl wie mit der

Pflanze, deren eigenthümliche Bestimmung es ist, mit reifer Frucht zu prangen; dennoch trägt sie als Schmuck auch Blätter, welche ihre Zweige umrauschen: so auch die Seele, obgleich sie vorzugsweise die Wahrheit als Frucht erzielt, so ist es doch nimmer unerfreulich, wenn sie sich mit dem Schmucke der äussern Weisheit umkleidet und so für die Frucht gleichsam einen Schirm von Blättern und eine jugendlich schöne Erscheinung gewinnt. Soll doch der hochgefeierte Moses, dessen Name in der Weisheit gross bei allen Menschen ist, durch Uebung seines Geistes in ägyptischen Wissenschaften zur Erkenntniss des Wahren durchgedrungen seyn. Auf ähnliche Weise wie er, wiewohl in spätern Zeiten, soll auch der weise Daniel in Babylon sich erst nach Erlernung der chaldäischen Weisheit zu den göttlichen Lehren hingewendet haben. Doch für den Beweis, dass der Gewinn an diesen äussern Erkenntnissen nicht unnütz für die Seele sey, ist schon genug gesagt; wie Ihr ihn Euch aber anzueignen habet, davon sey in dem Folgenden die Rede.

Was also zuerst die Dichter betrifft, um mit ihnen anzufangen, so muss man bei ihrer grossen Mannigfaltigkeit nicht ohne Unterschied auf alle achten; sondern wenn sie uns edler Männer Thaten oder Reden schildern, dann müssen wir sie bewundern und preisen und ihren Vorbildern so ähnlich als möglich zu werden suchen. Wenn sie aber auf schlechte Menschen zu reden kommen, so muss man vor solchen Darstellungen mit verstopften Ohren nicht minder fliehen als Odysseus, nach jener Erzählung, vor den

Gesängen der Sirenen that. Denn die Gewöhnung an schlechte Reden ist ein Weg zur Sache selbst. Darum müssen wir die Seele mit aller Aufmerksamkeit vor den bösen Eindrücken bewahren, welche sie mit dem Wohlgefallen an den Reden wie Jene, die das Gift mit dem Honig einsaugen, unvermerkt in sich aufnehmen könnte.

Wir werden also die Dichter nicht billigen, wenn sie Schmäher oder Spötter, Buhler oder Trunkenbolde darstellen; noch wenn sie die Glückseligkeit nach den vollen Tischen und den ausgelassenen Liedern bemessen. Am allerwenigsten werden wir ihnen Gehör geben, wenn sie etwa von den Göttern, zumal wenn sie von denselben wie wenn deren viele wären reden, die nicht einmal einig sind. Lebt ja bei ihnen der Bruder mit dem Bruder, der Vater mit den Söhnen im Unfrieden, und führen diese wieder mit ihren Erzeugern unangekündiget Krieg. Ihre Vergehungen in der Ehe; ihre Liebesereignisse und öffentlichen Verbindungen, zumal des Höchsten, und Oberhauptes, wie sie selbst sagen, des Zeus: diese Handlungen, die wir von unvernünftigen Geschöpfen nicht ohne Erröthen erzählen könnten, wollen wir den Männern auf der Bühne überlassen.

Dieselben Bemerkungen habe ich auch bei den Geschichtschreibern zu machen, zumal wenn sie für die Ergötzung der Leser schreiben.

Auch die Kunst der Redner im Lügen wollen wir nicht nachahmen. Denn weder vor Gericht noch in unsern andern Angelegenheiten kann uns die Lüge taugen, da wir den geraden und wahren Weg des Lebens für uns erwählt

haben und uns obliegt, mit dem Gesetze nicht zu hadern. Sondern jene ihrer Darstellungen wollen wir uns vielmehr zu Herzen nehmen, worin sie die Tugend loben, oder das Laster tadeln. Denn wie der Mensch an den Blumen nur den Geruch oder die Farbe geniessen kann, während die Biene auch Honig daraus zu ziehen vermag: so können auch dort Diejenigen, welche nur das Angenehme und Schöne in solchen Schriften suchen, auch einigen Gewinn daraus in der Seele niederlegen.

Möget Ihr Euch also nach dem vollen Sinne des Bildes von den Bienen mit jenen Schriften beschäftigen. Sie gehen nicht an alle Blumen ohne Unterschied, noch weniger wollen sie diejenigen, nach welchen sie fliegen, ganz hinwegtragen; sondern nur so viel, als für ihr Geschäft dienlich ist, daraus entnehmend lassen sie das Uebrige unversehrt. Darum werden auch wir, wenn wir weise sind, das uns Förderliche und der Wahrheit Verwandte aus den Schriften entnehmen, das Uebrige unbeachtet lassen, und wie wir beim Pflücken der Rosen die Dornen meiden, so werden wir auch aus jenen Schriften nur das Nützliche ärndten, vor dem Schädlichen uns hüten.

Daher ziemt es uns also gleich im Anfange jede Erkenntniss zu prüfen und mit ihrem Endzwecke in Uebereinstimmung zu bringen, indem wir, nach dem Dorischen Sprichworte, den Stein nach dem Senkblei richten. Und da wir unser Leben auf die Grundlage der Tugend bauen sollen, welche von Dichtern und Geschichtschreibern, und weit mehr noch von Philosophen vielfach gepriesen wird, so müssen

wir auf solcher Männer Schriften vorzüglich achten. Denn nicht klein ist der Gewinn, wenn sich die Seelen der Jünglinge an den vertrauten Umgang mit der Tugend gewöhnen. Denn das von solchen Jünglingen Erlernte pflegt unwandelbar zu haften, weil es sich bei der Zartheit ihrer Herzen tief einprägt. Welchen andern Zweck dürfen wir aber dem Hesiodos bei Dichtung jener Verse, welche Alle singen, unterlegen, als den, die Jugend zur Tugend zu begeistern? Dass nämlich rauh zuerst und schwer zu wandeln, voll reichen Schweisses, voll Mühe und steil der Weg zur Tugend sey. Darum gelinge es nicht Jedem, die steile Höhe hinan zu klimmen, noch wenn er sie zu erklimmen suche, den Gipfel leicht zu erreichen; doch oben angelangt könne er erkennen, wie glatt und schön der Weg sey, wie leicht und bequem zum Gehen, und wie viel erfreulicher als jener, der zur Schlechtigkeit führt, die man, wie derselbe Dichter sagt, haufenweise aus der Nähe ergreifen kann.

Mit dieser Darstellung scheint mir nämlich der Dichter nichts Anderes als eine Ermunterung zur Tugend und eine Aufforderung an Alle, gut zu werden und die Warnung zu bezwecken, dass man nicht aus weichlicher Scheu vor den Mühen vor Erreichung des Zieles ermatten soll.

Eben so wenn ein Anderer die Tugend auf ähnliche Weise besungen hat, so wollen wir seinen Schriften, weil sie Gleiches mit uns bezwecken, unsern Beifall nicht versagen. Wie ich aber von einem Manne, der stark in der Erforschung des Sinnes der Dichter war, vernommen habe,

so ist die ganze Dichtung des Homeros ein fortlaufender Lobgesang auf die Tugend; Alles zielt bei ihm auf sie, was nicht Nebensache ist. Vorzüglich jedoch sey dies der Fall bei jener Schilderung des Feldherrn der Kephalenier, der sich unbekleidet aus dem Schiffbruche rettet. Zuerst gewinne er durch sein Erscheinen allein die Achtung der Königin: so wenig habe er sich seiner Einsamkeit und Blösse zu schämen gehabt, da ihn der Dichter, statt mit Kleidern, in dem Schmucke der Tugend darstelle. Darauf erscheine er auch den übrigen Phäaken in so hohem Grade achtungswerth, dass sie der gewohnten weichlichen Lebensweise uneingedenk alle nur auf ihn schauten und ihn bewunderten, und kein Phäake habe damals einen höhern Wunsch gehegt, als den, Odysseus zu werden, und zwar Odysseus wie er sich aus dem Schiffbruche gerettet. In dieser Darstellung, sagt jener Ausleger der Gedanken des Dichters, rufe ja Homeros fast mit lauter Stimme: Sorget für Tugend, Ihr Menschen, die ja selbst mit dem Gestrandeten den Fluten entschwimmt und ihn, wenn er nackt das Land erreicht, dennoch ehrenwerther erscheinen lässt, als die mit Reichthum gesegneten Phäaken. Und so ist es auch. Denn alle andern Güter gehören ihrem Besitzer nicht mehr als jedem Andern an, dem sie der Zufall in die Hände spielt: sie werden, wie beim Würfelspiele dahin und dorthin umgesetzt; nur die Tugend allein ist ein Besitzthum, welches niemand uns entreissen kann, welches im Leben und im Tode treu bei uns verweilt.

In diesem Sinne scheint mir auch Solon in Beziehung auf die Begüterten zu dichten:

Tauschten mit ihnen wir nie
Unserer Tugend Besitz; denn dauerhaft bleibet sie immer;
Reichthum aber beglückt morgen den anderen Mann.

Aehnlich sind auch jene Verse des Theognis, worin er sagt, der Gott, wen er nun damit meinen mag, neige den Menschen die Wagschale anders zu anderer Zeit, bald reich zu seyn, bald nichts zu haben. Ja auch der Weise von Keos hat in seinen Schriften wohl diesem Verwandtes auf Tugend und Schlechtigkeit gedichtet; auch auf ihn müssen wir aufmerksam achten, denn gar nicht verächtlich ist dieser Mann. Es lautet aber seine Rede, so weit ich mich des Sinnes erinnere — denn die Worte weiss ich nicht — ohne Versmaass ganz einfach so: Herakles habe noch sehr jung und ungefähr in demselben Alter, worin auch Ihr jetzt seyd, über die Frage nachgedacht, welchen Weg er jetzt wandeln solle, ob den, welcher durch Mühen zur Tugend führt, oder den leichtesten des Lasters; da seyen ihm zwei Frauen genaht, die Eine sey die Tugend, die Andere das Laster gewesen. Sogleich hätten sie, wiewohl schweigend, durch ihr äusseres Erscheinen ihren verschiedenen Charakter zu erkennen gegeben. Denn die Eine durch künstlichen Putz ihre Schönheit erhöhend und in Ueppigkeit aufgelösst habe den ganzen Schwarm der Freude in ihrem Gefolge nachgezogen. Dieses nun habe sie dem Herakles vorgewiesen und noch weit mehr als

dieses verheissen, um ihn auf ihre Seite zu ziehen. Die Andere schlank und staubig und ernsten Blickes habe ganz Anderes folgender Art zu ihm gesprochen. Nichts Weichliches, nichts Süsses habe sie ihm verheissen, sondern tausendfältigen Schweiss und Mühen und Gefahren auf dem ganzen Festlande und zur See, doch der Preis davon sey für ihn die Erhöhung zu einem Gotte, so erzählt nämlich jener Mann; an sie habe sich denn auch am Ende Herakles angeschlossen.

Ja fast Alle, die wirklich einigen Namen durch Weisheit erlangt haben, pflegen mehr oder minder, jeder nach Kräften, in ihren Schriften die Tugend zu verherrlichen. Ihnen muss man folgen und Ihre Lehren in dem Leben anzuwenden suchen. Denn wer die bei Andern nur bis zu Worten gehende Weisheit durch die That bewährt,

Der nur allein ist weise, wie Schatten flattern die Andern.

Es ist dies aber, dünkt mir, dasselbe, wie wenn ein Maler einen Mann von bewunderungswürdiger Schönheit darstellte, der auch im Leben wirklich so wäre, wie ihn jener auf der Tafel gebildet hat. Denn wer uns zwar die Tugend in glänzenden Schilderungen vor die Augen stellt, und lange Reden darüber verschwendet, für sich aber das Vergnügen der Enthaltsamkeit und den Vortheil der Gerechtigkeit vorzieht, den möchte ich mit den Schauspielern auf der Bühne vergleichen, welche die Rollen ihres Stükkes spielen. Sie schreiten oft als Könige und Herrscher einher und sind doch weder Könige noch Herrscher, ja

überhaupt vielleicht nicht einmal freie Leute. Und da sollte zwar der Tonkünstler es ungern sehen, dass seine Leier nicht stimmte, und der Chorführer, dass sein Chor nicht möglichst im Einklange sänge, von uns aber dürfte ein jeder mit sich selbst in Widerstreit gerathen und ein Leben führen, welches mit seinen Reden nicht übereinstimmte? Es hätte zwar unsere Zunge geschworen, das Herz aber dürfte, nach Euripides, schwurlos reden, und wir wollten uns um den Schein des guten Mannes, statt um das Seyn bemühen? Allein das ist ja gerade die äusserste Grenze der Schlechtigkeit, wofern wir Platon glauben dürfen, wenn man gerecht scheint ohne es zu seyn.

Den Lehren also, welche Grundlagen des Schönen enthalten, wollen wir auf solche Weise Folge leisten. Da sich aber auch edle Thaten von Männern des Alterthumes durch eine Reihe von Ueberlieferungen bis auf unsere Zeit im Andenken erhalten haben, oder in Schriften von Dichtern und Geschichtschreibern aufbewahret wurden, so wollen wir uns auch den hieraus zu gewinnenden Vortheil nicht versagen.

Es schmähte zum Beispiel ein Mann aus dem Haufen den Perikles; er aber achtete nicht darauf. So dauerte es den ganzen Tag: jener überschüttete ihn schonungslos mit bösen Worten, dieser aber kümmerte sich nicht um ihn. Als derselbe sich endlich, da es schon Abend und dunkel ward, ungern von ihm entfernte, begleitete ihn Perikles noch mit einem Lichte zurück, um die Uebung in weiser Selbstbeherrschung nicht zu verlieren. Ein Anderer drohte

dem Eukleides von Megara, auf den er heftig erbittert war, mit einem Schwure den Tod; dieser schwur dagegen, er werde ihn gewiss gewinnen und besänftigen, wie böse er ihm auch sey. Wie viel ist es werth, wenn die Erinnerung an ein Beispiel dieser Art in der Seele eines Mannes, dessen sich der Zorn schon bemächtiget, Eingang findet! Denn dem Trauerspiele darf man nicht glauben, worin es einfach heisst, gegen den Feind waffne Entrüstung die Hand; sondern man muss, wo möglich, gar nicht in Zorn gerathen; wenn dieses aber nicht leicht möglich ist, so muss man ihm wenigstens gleichsam den Zügel der Vernunft anlegen und ihm nicht gestatten, dass er die Schranken überschreite.

Doch wir wollen diese Vorschrift wieder auf Beispiele edler Handlungen zurückführen. Es schlug jemand den Sokrates, des Sophroniskos Sohn mitten in das Angesicht mit schonungsloser Wuth; dieser aber widersetzte sich nicht, sondern liess geduldig den Rasenden austoben bis ihm unter den Schlägen das Gesicht aufschwoll und von Beulen schon unterlaufen war. Als der Schlagende aufhörte habe Sokrates blos auf seine Stirne, wie auf eine Bildsäule den Namen des Meisters, die Worte geschrieben: der und der hat es gethan, und keine weitere Rache genommen. Solche Beispiele stimmen mit unserer Lehre fast gänzlich überein und sind für junge Leute in hohem Grade nachahmungswerth. Denn gerade diese Handlung des Sokrates entspricht ja jenem Gebote: „So dir jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, so biete ihm den

andern auch dar“: So wenig sollen wir uns rächen. So auch das Beispiel des Perikles in geduldiger Ertragung seines Widersachers und in der sanftmüthigen Stimmung gegen dessen Zorn, oder des Eukleides, der seine Feinde segnet, statt ihnen zu fluchen. Denn wer sich nach solchen Mustern gebildet hat, der wird auch in jene (heiligen Vorschriften) kein ferneres Misstrauen setzen, als wäre ihre Befolgung unmöglich.

Ich möchte hier Alexanders Beispiel nicht gerne übergehen, der die gefangenen Töchter des Dareios, obgleich man ihnen eine bewunderungswürdige Schönheit zuschrieb, nicht einmal zu sehen wünschte, weil er es für unwürdig hielt, wenn ein Sieger über Männer sich von Weibern besiegen liesse. Denn dieses Verfahren entspricht ja jener Lehre: „Wer ein Weib ansiehet ihrer zu begehren, der wird, auch wenn er den Ehebruch nicht wirklich vollziehet, dennoch von der Schuld nicht frei gesprochen, weil er die Begierde in seinem Herzen zuliess.“ Ja und vollends bei jenem Benehmen des Kleinias, eines Freundes des Pythagoras wird es uns schwer zu glauben dass es nur zufällig mit unsern heiligen Schriften übereinstimme, und nicht vielmehr eine absichtliche Nachahmung derselben sey. Was hat denn dieser Mann gethan? Es stand ihm frei durch einen Eid der Strafe von drei Talenten zu entgehen; er aber wollte lieber bezahlen, als einen Eid, und zwar einen wahren Eid ablegen. Er hatte, möchte ich glauben, von der Vorschrift gehört, welche uns das Schwören verbietet. Doch wir kehren zu der im Anfange ge-

machten Bemerkung zurück, dass wir uns nicht Alles ohne Unterschied, sondern nur das Nützliche aneignen sollen. Denn es wäre ja schimpflich, wenn wir zwar die schädlichen Speisen vermieden, aber auf die Lehren, welche eine Nahrung für unsere Seelen sind, keine Rücksicht nähmen, sondern gleich einem schäumenden Waldstrome Alles, was uns aufstiesse, mit fortreissend in den Strudel hinabzögen. Und wenn zwar der Steuermann den Winden nicht unbedingt nachgibt, sondern das Fahrzeug nach dem Hafen leitet, wenn der Schütze nach dem Ziele schiesst, und der Schmidt und Zimmerer nicht minder nach dem Zwecke seiner Kunst strebt, wie liesse es sich da entschuldigen, wenn wir in der Fähigkeit das Unsrige zu übersehen, sogar jenen Werkmeistern nachstehen sollten? Denn es kann doch nicht wohl für Handwerker ein Endzweck ihrer Thätigkeit bestehen, wenn es für das menschliche Leben kein Ziel gäbe, welches jeder, der nicht etwa den unvernünftigen Thieren gleichen will, bei Allem, was er thut und redet, im Auge behalten muss. Oder sollten wir ganz und gar, wie die Schiffe ohne Ballast, alles Verstandes am Steuer der Seele bar, uns auf den Wogen des Lebens aufwärts und abwärts treiben lassen?

Allein wie in den körperlichen und, wenn man will, auch in den geistigen Wettkämpfen, so gelten die Vorübungen jenen Kämpfen, für welche auch die Preise bestimmt sind, und niemand der das Ringen oder den Allkampf übt, denkt alsdann auf Kithar- und Flötenspiel,

wenigstens Polydamas nicht, der vielmehr vor den Spielen in Olympia einen Wagen im Laufe aufhielt und für diese Probe von Stärke den Sieg gewann. Auch Milon liess sich vom gesalbten Schilde nicht verdrängen, sondern hielt nicht minder fest gegen die Stösse als die Bildsäulen, welche mit Blei verbunden sind. So dienten Jenen überhaupt ihre Uebungen als Vorbereitungen für die Kämpfe. Hätten sie aber den Staub und die Ringschule verlassen und die Tonstücke des Marsyas oder des Olympos unzeitig üben wollen, so hätten sie schwerlich Kränze oder Ruhm erlangt, und wären kaum der Gefahr entgangen, sich von Seiten des Körpers lächerlich zu machen. Hat doch auch Timotheos nicht der Tonkunst entsagt, um auf der Ringschule zu verweilen; denn sonst wäre es ihm wohl nicht so sehr gelungen, sich in der Musik vor Allen auszuzeichnen. So sehr ragte er in seiner Kunst hervor, dass er durch straffe und ernste Harmonie selbst den Zorn zu erregen und ihn durch eine weiche wieder zu mildern und zu besänftigen vermochte, so oft er wollte. So soll er den Alexander einst durch sein begleitendes Flötenspiel in phrygischer Tonweise während des Mahles zu Ergreifung der Waffen begeistert und durch Herabstimmung der Tonweise wieder zu den Gästen zurückgeführt haben. So mächtig wirkt im Gebiete der Musik und in den gymnischen Spielen die Uebung zur Erreichung des Zieles.

Und was die Athleten, deren ich gedacht habe, mit ihren Kränzen betrifft, so unterziehen sich diese tausend- und abertausendfältigen Leiden, erhöhen vielfach ihre Kraft,

vergiessen manchen Schweiss in den Leibesübungen, lassen sich viele Schläge von dem Ringmeister und die schlechte Kost der Fechter gefallen und leben, um mich nicht mit dem Einzelnen aufzuhalten, in jeder andern Hinsicht so, dass ihr Leben vor dem Kampfe nur eine Uebung zu dem Kampfe ist; dann erst treten sie gerüstet auf die Bahn und bestehen wieder jede Mühe und Gefahr um einen Oelzweig oder Eppichkranz, oder etwas diesem Aehnliches zum Lohne zu empfangen und als Sieger vom Herolde ausgerufen zu werden. Uns aber, denen Kampfpreise des Lebens von so wunderbarer Grösse und Anzahl winken, dass kein Mund sie auszusprechen vermag, uns sollte, während wir auf beiden Ohren schliefen und uns der grössten Sicherheit überliessen, es vergönnt seyn, solche Preise nur mit der einen Hand zu nehmen? Dann wäre wohl der Leichtsinn für das Leben viel werth und Sardanapalos trüge vor Allen den Preis der höchsten Glückseligkeit davon, oder Margites, wenn man lieber will, der weder zum Graben, noch zum Pflügen, noch zu irgend einem Lebensgeschäfte tauglich war, wie Homeros von ihm dichtet, wenn diese Erzählung wirklich von Homeros herrührt. Enthält da nicht vielmehr das Wort des Pittakos die Wahrheit, welcher sagt, es sey schwer, ein guter Mann zu seyn? Denn wahrlich erst nach Ueberwindung vieler und ernster Mühen möchte uns die Erwerbung jener Güter kaum gelingen, für welche sich, nach unserer frühern Behauptung, in dem menschlichen Leben kein Vorbild findet.

So dürfen wir also nicht sorglos seyn und nicht jene

hohen Erwartungen für den trägen Genuss einer kurzen Frist verscherzen, wenn wir nicht Schimpf und Strafe leiden wollen, und zwar nicht blos bei den Menschen hienieden, (wiewohl der verständige Mann auch dieses nicht gering anschlagen wird), sondern auch vor jenem Richterstuhle, mag er sich nun unter der Erde, oder an irgend einem andern Orte des Weltalles befinden. Denn für unfreiwillige Pflichtversäumung mag wohl jemand Gnade vor Gott finden; wer aber vorsätzlich das Schlechtere erwählt hat, den kann keine Entschuldigung vor vielfach grösserer Züchtigung bewahren.

Was sollen wir also thun? so könnte jemand fragen. Was Anderes, als mit Beseitigung aller übrigen Dinge für die Seele sorgen? Wir dürfen also nicht dem Körper fröhnen, wo es nicht durchaus nöthig ist. Der Seele aber müssen wir das Beste darbringen, indem wir sie aus der Gemeinschaft mit den Leidenschaften des Körpers, wie aus einem Gefängnisse, durch die Philosophie erlösen, und zugleich auch dem Körper den Sieg über die Leidenschaften gewähren; indem wir zumal den Magen mit dem Nothwendigen, nicht mit dem Angenehmen bedienen, wie Jene thun, die sich nur nach Köchen und Tafelvirtuosen umsehen und Land und Meer (nach leckern Speisen) durchspüren, wie wenn sie an einen harten Herrn Steuern entrichten müssten. Erbarmungswerthe Menschen mit ihrer elenden Geschäftigkeit! Mit nicht erträglichern Qualen sind sie behaftet, als die armen Sünder in der Unterwelt: das Feuer selber spaltend, Wasser in einem Siebe tragend, und

ein durchlöchertes Fass vollschöpfend finden sie ihrer Pein kein Ende. Auch die das Nothwendige überschreitende ängstliche Sorge für Haarputz und Bekleidung ist, nach Diogenes Ausdruck, ein Geschäft für unselige Menschen oder Missethäter. Darum müssen solche Leute das Amt und den Namen eines Putzsüchtigen für eben so ungeziemend halten als das Buhlen und Stören fremder Ehen. Denn was kann einem verständigen Manne daran liegen, ob er in einen Talar gehüllt, oder im geringen Kleide einhergehe, so lange er dessen nicht zum Schutze gegen Kälte oder Hitze bedarf? Auch im Uebrigen muss man eben so den Körper nicht mehr hegen und pflegen, als nöthig und der Seele frommt. Denn es ist gleich unwürdig für einen Mann, welcher diesen Namen wirklich verdient, ob er dem Putze und dem Leibe ergeben, oder irgend einer andern unedeln Leidenschaft verfallen ist. Denn wer seine ganze Thätigkeit auf das möglichst grosse Wohlbefinden seines Leibes verwendet, der verräth Mangel an Selbstkenntniss und versteht nicht jenes weise Wort, dass nicht das Sichtbare der Mensch ist, sondern dass es einer höhern Weisheit bedarf, vermöge deren jeder von uns sich selbst erkennen wird. Allein diese Erkenntniss ist für Diejenigen, welche ihre Seele nicht gereiniget haben, schwerer als der Blick in die Sonne für das Triefauge. Die Reinigung der Seele aber, um es allgemein und Euch genügend auszudrücken, besteht darin, dass man die sinnlichen Lüste verschmäht, das Auge nicht an ungeziemendem Schaugepränge der Gaukler weidet, noch an sinnlichen Bildern

welche den Stachel der Begierde in die Seele senken; dass man auch nicht durch das Gehör die Wirkungen einer sittenverderbenden Dicht- und Tonkunst in die Seele aufnimmt. Denn durch solche Arten der Musik pflegen sich unfreie und unedle Leidenschaften in der Seele zu erzeugen und darin festzuwurzeln. Der andern müssen wir uns vielmehr widmen, der bessern und zum Bessern führenden Musik, mit deren Hülfe auch David, der Dichter jener heiligen Gesänge den König, wie man erzählt, von dem Wahnsinne hergestellt hat.

So soll auch Pythagoras dem Aufzuge berauschter Schwärmer begegnend dem Flötenspieler, welcher den Zug anführte, befohlen haben, die Tonweise zu ändern und ihnen dorisch vorzuspielen; da seyen sie durch die Melodie wieder so zur Besinnung gekommen, dass sie die Kränze von sich warfen und beschämt nach Hause zurückkehrten. Andere dagegen gerathen durch die Flöte in Korybantische oder Bakchische Wuth. So verschieden ist die Wirkung je nachdem wir von einer gesunden oder verdorbenen Musik ergriffen werden; so dass Ihr Euch also mit der jetzt herrschenden weniger befassen dürfet, als mit irgend einer andern hässlichen Sache. Wer aber Düfte jeder Art, welche dem Geruche schmeicheln, unter die Luft mengt und sich mit wohlriechenden Oelen salbt, der verrichtet vollends ein so unmännliches Geschäft, dass ich mich selbst des Verbotes schämen würde. Was hätte aber jemand über die Warnung zu sagen, dass man nicht nach den Genüssen des Schmeckens und Betastens trachten soll? Was

Anderes als dass sie diejenigen, welche auf die Jagd derselben ausgehen, zu einem Leben zwingen, worin sie gleich dem Viehe nur dem Bauche und dem sinnlichen Triebe fröhnen müssen. Mit einem Worte, man muss überhaupt den Blick über den Leib erheben, wenn man nicht in dessen Lüsten wie in einem Sumpfe versinken will, oder man muss sich, wie Platon sagt, nur so weit damit befassen, als die Philosophie seiner Dienste bedarf. Auch Paulos drückt sich ähnlich darüber aus in jener Mahnung, dass man des Leibes nicht so warten soll, dass er der Begierde Vorschub leiste.

Oder wie unterschieden sich diejenigen, welche für des Körpers möglichstes Wohlseyn sorgen, und die Seele, welche sich desselben bedienen soll, als wäre sie ohne Werth, unbeachtet lassen, von Jenen, welche sich zwar um Werkzeuge bemühen, aber die Kunst, welche durch dieselben wirken soll, vernachlässigten? Ganz im Gegentheile also muss man ihn casteyen und seine Begierden wie die eines wilden Thieres im Zaume halten, und alle Unruhen, welche sich durch ihn in der Seele erheben, gleichsam mit der Geissel der Vernunft beschwichtigend dämpfen, nicht aber alle Zügel der Lust lösend die Vernunft, gleich einem Wagenlenker, von ihnen wie von unbändigen, wild ausreissenden Rossen schleifen lassen. Auch an Pythagoras muss man denken. Als er nämlich bemerkte, dass einer seiner Anhänger sich durch Bewegung und Speisen grosse Beleibtheit verschaffte, sprach er zu ihm: Wirst du nicht aufhören dir deinen Kerker selbst zu erschweren?

Darum soll auch Platon, weil er den nachtheiligen Einflüssen des Körpers vorbeugen wollte, jene ungesunde Gegend von Attika, die Akademie absichtlich gewählt haben, um die zu grosse Ueppigkeit des Körpers wie den überflüssigen Wuchs der Rebe zu beschränken. Ja wie ich von Aerzten gehört habe, so ist ein zu grosses Wohlseyn des Körpers sogar gefährlich. Wenn also gerade die übertriebene Sorge für den Körper ihm selbst nachtheilig und der Seele hinderlich wird; so ist das Bestreben ihm ganz unterwürfig und dienstbar zu werden, vollends reiner Wahnsinn. Gewöhnten wir uns vielmehr ihn gering zu achten, so würden wir kaum noch etwas Anderes unter den menschlichen Dingen bewundern. Denn ich sehe nicht ein, wozu uns der Reichthum ferner nützen sollte, wenn wir die sinnlichen Vergnügungen verschmähten; es müsste denn etwa, wie bei den Drachen in der Fabel, das Wachen über vergrabenen Schätzen eine Lust gewähren. Wer aber durch seine Bildung eine wahrhaft freie Ansicht von solchen Dingen gewonnen hat, der ist weit entfernt in Wort oder That je eine niedrige und entehrende Wahl zu treffen. Alles, was seinen Bedarf überschreitet, und wenn es lydischer Goldstaub oder der goldtragenden Ameisen Arbeit wäre, wird er um so mehr verachten, je weniger er dasselbe vermisst. Den Bedarf selbst wird er ohne Zweifel nach den unabweisbaren Forderungen der Natur, nicht nach dem Vergnügen bestimmen. Denn wer die Grenzen des Nothwendigen überschreitet, dem geht es wie Jenen, welche einen steilen Weg hinabfahren: sie finden keinen Ruhepunkt

zum Aussteigen und können der vorwärts treibenden Bewegung nirgends Einhalt thun: so auch Jener, wenn er auch den grössten Vorrath um sich angehäuft hat, so bedarf er immer noch eben so viel und noch mehr zur Befriedigung seiner Begierde, wie Solon, des Exekestidas Sohn gedichtet:

> Reichthum kennet nicht Maas, nicht Ziel bei den sterblichen Menschen.

Wir müssen also den Theognis hier zum Lehrer wählen, welcher sich so ausdrückt:

> Reichthum locket mich nicht, fern sey er, beglücke mich lieber
> Weniger Habe Genuss; Leid jedoch trübe nicht den!

Darum bewundere ich auch an Diogenes jene Geringschätzung aller menschlichen Dinge zumal. Zeigt er sich ja reicher als der grosse König darin, dass er weniger Bedürfnisse für das Leben, als jener, hatte.

Uns aber wird kein Reichthum genügen, wenn wir nicht jene Summen des Mysiers Pythios und so viele, und wieder so viele Strecken Landes und ganze Schaaren von Heerden, mehr als man zählen kann, besitzen. Und doch ziemte es uns, dünkt mir, den abwesenden Reichthum nicht zu begehren, und ist er da, weniger auf seinen Besitz als auf das Bewusstseyn ihn edel zu gebrauchen, stolz zu seyn. Denn sehr gut bemerkt Sokrates, bei Erwähnung eines reichen Mannes, der auf sein Vermögen stolz war, er werde ihn nicht eher bewundern, bis er erprobt habe, ob derselbe es auch gut zu gebrauchen ver-

stehe. Hätten sich ja Pheidias und Polykleitos durch Einbildung auf das Gold und Elfenbein, woraus jener seinen Zeus für die Eleer, dieser seine Hera für die Argeier bildete, lächerlich gemacht, weil sie sich mit fremdem Gute gebrüstet und auf eine Kunst verzichtet hätten, durch welche das Gold selbst an Schönheit und Werth gewonnen hatte. Und da sollten wir uns durch die Meinung, als sey die menschliche Tugend an sich ein unzureichender Schmuck, eines minder beschämenden Vergehens schuldig glauben? Doch vielleicht wollen wir uns nicht um Reichthum bekümmern und die sinnlichen Lüste verschmähen; aber der Schmeichelei und Unterthänigkeit wollen wir huldigen und nach der schlauen und listigen Gewandtheit des Fuchses bei Archilochos streben? Allein es gibt ja nichts Verabscheuungswürdigeres für den edeln und besonnenen Mann als ein Leben, welches nur dem Scheine fröhnt und ängstlich nach dem Beifalle der Menge haschend nicht die wahre Lebensansicht zur Richtschnur seines Strebens macht, vermöge welcher er vielmehr allen Menschen widersprechen und sich jeder Schmach und Gefahr für die Wahrung des Guten und Schönen aussetzen sollte, ehe er sich bewegen liesse das Mindeste von dem, was er für recht und gut erkannte, zu ändern. Oder sollte sich ein nicht so gesinnter Mann von dem ägyptischen Sophisten etwa unterscheiden, der sich in eine Pflanze, ein Thier, in Feuer oder Wasser, in jede andere Gestalt, so oft er wollte, verwandelt hat? Ja wenn ein solcher Mensch in einem Augenblicke die Gerechtigkeit vor ihren Verehrern selbst preist, so wird er in einem andern

die entgegengesetzte Rede führen, wenn er die Ungerechtigkeit in Ehren sieht. Das ist ja der Schmeichler Sitte, wie der Polype seine Farbe nach seiner Stelle wechseln soll, so ändert er nach der jedesmaligen Umgebung seine Gesinnung.

Doch dies Alles werden wir wohl auch in unsern heiligen Schriften vollkommener erkennen. Nur gleichsam einen Schattenriss der Tugend wollen wir für jetzt aus profanen Kenntnissen entwerfen. Denn wer das Erspriesliche aus jeder Sache ämsig sammelt, dem strömt, wie den grossen Flüssen, aus vielen Quellen reiches Wachsthum zu. Gilt ja jenes Wort des Hesiodos: „Wer Kleines zu Kleinem legt", wie wir mit Recht von dem Dichter erwarten dürfen, nicht minder von dem Gewinne an Erkenntniss jeder Art als von der Geldvermehrung. Darum erwiedert auch Bias seinem nach Aegypten reisenden Sohne auf die Frage, womit er ihm wohl die grösste Freude machen könne: Wenn du dir ein Zehrgeld für das Alter zurücklegst. Indem er die Tugend unter diesem Worte verstand wies er ihr diese engen Grenzen darum an, weil er ihren Wirkungskreis nach dem Umfange des menschlichen Lebens bezeichnen wollte. Allein es denke sich auch jemand das Alter des Tithonos, oder des Arganthonios oder selbst unseres Methusalem, der am längsten, nämlich dreissig Jahre weniger als tausend gelebt haben soll, ja selbst den ganzen Zeitraum, seit dem es Menschen gab; so müsste ich über diese Annahme wie über einen kindischen Einfall lachen, wenn ich auf die Unendlichkeit der Zeit schaue, die nie altert, über welche hinaus sich Nichts denken lässt, so we-

nig als man der unsterblichen Seele ein Ende voraus bestimmen kann. Euch für diese Zeit überall, wo sich nur immer ein Gewinn für dieselbe darbietet, die nöthigen Reisevorräthe zu sammeln, dazu möchte ich Euch, alle Steine, wie das Sprichwort sagt, bewegend ermahnen. Auch die Betrachtung, dass ein solches Unternehmen schwer und mühevoll ist, darf uns nicht davon abschrecken, wir müssen vielmehr jener Ermahnung gedenken, dass jeder selbst das beste Leben erwählen und in der Erwartung, dass Gewohnheit es ihm auch angenehm machen werde, nach dem Besten streben müsse. Unwürdig wäre es ja die gegenwärtige Zeit unbenutzt zu lassen und etwa, wann sie vorüber ist, zurückzuwünschen, wo uns keine Reue mehr fruchten wird.

So hätte ich Euch denn theils jetzt schon gesagt, was ich für das Beste halte, theils werde ich es Euch im weitern Fortgange des Lebens rathen. Ihr aber erwecket nicht den Verdacht, als wäret Ihr unter drei möglichen Krankheiten gerade in die unheilbare verfallen, nämlich in eine Seelenkrankheit welche dem Zustande jener Menschen gleicht, die an körperlichen Leiden unrettbar darnieder liegen. Denn die leicht Erkrankten gehen selbst zu dem Arzte; die durch grössere Leiden Geschwächten rufen die Aerzte zu sich, die in Trübsinn ganz Versunkenen nehmen nicht einmal die Besuchenden an. Dieses darf Euch jetzt nicht begegnen; Ihr werdet Euch weisem Rathe nicht entziehen.

Anmerkungen.

Die folgenden Anmerkungen sind zunächst für junge Freunde des classischen Alterthumes und für solche gebildete Männer bestimmt, welche die vorangehende Rede und die darauf bezüglichen Stellen aus den griechischen Classikern nicht in der Grundsprache lesen können. Diese Bestimmung derselben wird ihre Form rechtfertigen, oder wenigstens entschuldigen. Jedoch wünschten wir auch jenen gelehrten Kennern, welche unlängst unsere Bearbeitung der Platonischen Apologie des Sokrates so wohlwollend aufgenommen haben, durch diese Arbeit nicht zu missfallen. Aber dringender als dort müssen wir ihre freundliche Nachsicht zu Gunsten einer Uebersetzung, für welche kein belehrendes Vorbild vorhanden war, und einer Erklärung erbitten, welche wir grösstentheils aus dem geringen Vorrathe unseres eigenen Wissens schöpfen und in den wenigen, von anstrengenden Berufspflichten übrigen Mussestunden niederschreiben mussten.

Die Hülfsmittel, welche uns vor dem Drucke der Uebersetzung zu Gebot standen, sind

1) die Ausgabe dieser Rede von Sturz mit seinen eigenen, unwichtigen und den bedeutendern Noten von Ducaeus sammt Garnier's Varianten zu dem griechischen Texte;

2) die lateinische Uebersetzung des h. Basilius, Cöln 1617, welche von Fehlern wimmelt;

3) die vortreffliche Arbeit von Fr. Combefis: Basilius Magnus ex integro restitutus etc. Paris 1679.

Nach dem Drucke der Uebersetzung hatten wir Gelegenheit die Ausgabe von Garnier und die sämmtlichen Basler Ausgaben,

unter diesen jedoch vorzüglich die folgende Ausgabe unserer Rede zu vergleichen: D. Basilii M. de instituenda studiorum ratione ad nepotes suos oratio — Basil. per Henricum Petrum 1537, mit wenigen und meist unbrauchbaren Noten.

In unserer Uebersetzung folgten wir dem Texte von Sturz, jedoch nicht ohne Ausnahmen, welche in den Anmerkungen gerechtfertiget werden, und wobei uns die Varianten von Garnier und die Bemerkungen von Combefis, durch Belehrung, oder durch Bestätigung unserer Ansicht, wesentliche Dienste geleistet haben. In den Anmerkungen haben wir mit der für die oben bezeichneten Leser bestimmten Erläuterung auch die bis jetzt gar nicht, oder nur unvollständig versuchte Angabe der Quellen verbunden, aus welchen der edle Basilius geschöpft hat. Unter diesen nimmt Platon, den er selbst nennt, den ersten Rang ein; doch sind die entlehnten Gedanken nicht immer unmittelbar aus den Werken dieses grossen Denkers, sondern meistens aus Plutarchs philosophischen Schriften genommen, wo wir sie, wie aus unsern Anmerkungen erhellen wird, gewöhnlich mit denselben Worten und in derselben Ideenverbindung wieder gefunden haben. Ja, wenn wir Freund von Hypothesen wären, so würden wir unbedenklich die Vermuthung aussprechen, dass der h. Basilius unmittelbar vor Abfassung seiner Rede jene Schriften gelesen und das für seinen Zweck Brauchbare daraus entlehnt und sich angeeignet habe. Die in der Rede angedeuteten Stellen aus der heiligen Schrift wird jeder gebildete Christ, dem die Quellen seiner Religion bekannt seyn müssen, selbst finden.

Auch die Angabe der classischen Stellen mag für manchen Leser unwesentlich scheinen, für den gelehrten Beurtheiler aber wird sie, wir hoffen es wenigstens, nicht ohne Werth seyn.

Seite 1. Z. 17. Hesiodos, der älteste und berühmteste Dichter nach Homer und, wie dieser, eine unerschöpfliche Quelle weiser Lebensregeln, welche, wie wir S. 8. Z. 7. in unserer Rede sehen, noch nach tausend Jahren aus jedem Munde wiederhallen, gibt die von dem h. Basilius angeführte Belehrung in seinen Tagewerken v. 269.

Der ist vor Allen ja gut, der selbst sich Jedes erdenket,
Wacker ist Jener sodann, der weiser Ermahnung gehorchet;
Wer jedoch rathlos selbst auch anderen Rath zu vernehmen
Thörichten Sinnes verschmäht, der taugt zu keinem Geschäfte.

Diese Verse werden von den Alten oft angeführt und auf ähnliche Fälle angewendet; s. Wesseling zu Herodot p. 239; Aristot. Eth. c. 2. ed. Lambin. c. 4. ed. Zell Cic. pro Cluent. 31. und vorzüglich Livius XXII, 29, wo Minucius seine Versöhnung mit dem grossen Fabius durch den obigen Gedanken einleitet.

S. 2. Z. 11. Steuer. Dieses Bild scheint aus Plutarch T. VI, p. 122, cf. p. 53. Reisk. entnommen, obgleich es auch bei Plat. Polit. p. 272. E. vorkommt, cf. Rep. p. 394, D. Es darf uns nicht befremden, wenn die alten, zumal die griechischen Schriftsteller ihre Bilder so häufig von der Schifffahrt und der See entlehnen. Die Lage ihrer von dem Meere umringten und vielfach durchschnittenen Länder wies sie mit ihren Gedanken nothwendig nach diesem für ihre Ruhmbegierde, wie für ihre Handelsthätigkeit höchst wichtigen Elemente. Darum vergleichen sie auch das menschliche Leben und alle Ereignisse desselben gerne mit den Erscheinungen, welche die Fahrt auf dem Meere darbietet. So heisst es Plutarch. T. VIII, p. 384., nur wenige weise Männer seyen in ihrer Heimath gestorben; die meisten hätten freiwillig die Anker gelichtet und das Schiff des Lebens nach einem andern Hafen, nach Athen, oder von da nach einem andern Orte hingesteuert. In einem ähnlichen Sinne soll in unserer Stelle und S. 5. f. der Jüngling das Schiff seiner Gedanken nur an den sittlich fördernden Erscheinungen in

dem Meere heidnischer Belehrung halten lassen, an den unsittlichen Lehren aber, wie an den gefährlichen Klippen der Sirenen, mit verstopften Ohren vorüberfahren. Etwas minder bedenklich spricht Horatius Epist. I, 1, 15. einen ähnlichen Gedanken aus.

S. 2. Z. 19. Nichtige Sache. Diese ernstliche, christliche Ansicht, welche eine heitere und dankbare Liebe zu dem irdischen Leben, dieser freundlichen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens nicht ausschliesst, sondern sie nur heiliget, theilt auch Platon mit dem frommen Basilius. Auch er verlangt mit hohem Ernste, dass wir den Werth des Lebens nicht nach der kurzen Frist unseres irdischen Daseyns, sondern nach seiner unendlichen Dauer bemessen und in diesem Sinne benutzen und geniessen sollen. Rep. p. 486.

S. 3. Z. 17. Schatten. Noch erschütternder nennt Pindar P. VIII, 136. den Menschen selbst nur den Traum eines Schattens. Ueber die kleine Ausbeute von reinem Glücke, welche auch das längste und gesegnetste Menschenleben darbietet, s. Plat. Apol. p. 40. und unsere Anmerkung dazu S. 104.

S. 3. Z. 26. Schattenbildern. Hier hat Basilius offenbar Platon's unvergleichliche, unsern Zustand auf Erden darstellende Schilderung jener Gefangenen vor Augen, welche in einer Höhle gefesselt am kärglichen Schimmer einer Lampe nur die Schatten der Gegenstände wahrnehmen können. Wenn ein Solcher der Haft entnommen und an das Tageslicht gebracht wird, so lernt er nur langsam und allmählig dessen Glanz ertragen. „Er bedarf der Gewöhnung wenn er das, was oben ist, erblicken soll; zuerst wird er am leichtesten die Schatten der Dinge, später erst die Dinge selbst erkennen u. s. w. Rep. p. 515. cf. 402, C. 510, A.

S. 4. Z. 1. Waffentanz, gewöhnlich Pyrrhiche genannt, ein kriegerischer Tanz der Spartaner, der beschrieben wird in Plat. Legg. p. 815. Garnier bemerkt, Basilius wolle sagen, der christliche Jüngling werde durch das Studium der heidnischen Schriftsteller zu seinem eigentlichen Zwecke auf ähnliche Weise geför-

dert, wie der Krieger zum Kampfe durch die vorangehenden Waffenübungen.

S. 4. Z. 4. Kämpfe. Die Vergleichung des Lebens mit einem Kampfe in den heiligen Festspielen, und mit dem Streben nach ihren Preisen, deren Erlangung für den ehrliebenden Griechen das höchste Glück auf Erden war, ist zu bekannt um einer Erläuterung zu bedürfen.

S. 4. Z. 6. Geschichtschreibern. Es ist zu bemerken, dass das griechische Wort auch Fabeldichter und Verfertiger von wahren und erdichteten Reden, und Geschichtenmacher heissen kann; allein ein später gebrauchter Ausdruck für dieselbe Sache beweisst, dass unsere Uebersetzung richtig ist.

S. 4. Z. 14. Unvertilgbar. Dieser Gedanke ist fast wörtlich aus Platon, Rep. p. 429. entlehnt, wo die Wächter des Staates durch Gymnastik und Musik, d. i. durch alle körperlichen und geistigen Uebungen so vorbereitet werden, dass die Begriffe ächter Tapferkeit und jeder Tugend mit unauslöschbaren Farben in ihren Seelen haften, was durch folgendes Bild anschaulich gemacht wird: „So weisst du denn, dass die Färber, wenn sie der Wolle die ächte Purpurfarbe geben wollen, zuerst unter den vielfarbigen Wollen nur die weisse aussuchen, diese dann durch nicht geringe Zubereitungen so bearbeiten, dass sie für die Aufnahme der glänzenden Farbe möglichst empfänglich wird. Eine auf diese Weise gegebene Farbe bleibt unvertilgbar und kein Waschen, sei es mit oder ohne Lauge, kann ihr den Glanz benehmen u. s. w.“ Ueber diese Färbung der Purpurgewänder s. des ehrwürdigen Heeren Ideen I, p. 270.

S. 5. Z. 2. Schmuck. Wir hätten gewünscht, dass Basilius bei diesem schönen Bilde neben den Blättern auch die Blüthe und ihre hohe Bedeutung für die werdende Frucht erwähnt hätte, für welche sie das Brautbett oft so wundervoll zu schmücken pflegt, dass uns die Blüthe nicht selten mehr als die Frucht erfreut. Wer

würde z. B. nicht die prachtvoll sich entfaltende Rose der von ihr erzielten Frucht vorziehen? Ist auch das Letzte hier unanwendbar, so behält darum nicht minder die Blüthe ihren eigenen Werth. Doch mögen Gedanken wie jene, welche Plutarch T. VIII. p. 562. angibt, den heiligen Basilius zur Beschränkung des Bildes veranlasst haben.

S. 5. Z. 4. Die Wahrheit, d. i. hier die christliche, wahre Lehre.

S. 5. Z. 6. Aeussern, d. i. heidnischen, wörtlich Weisheit vor der Thüre, nämlich des Tempels oder des Allerheiligsten, welches nur der Hohepriester betreten durfte.

S. 5. Z. 6. Umkleidet oder umgürtet, wie sich bei Pindar. O. I, 14. der Lobgesang mit den Gedanken der Weisen umgürtet oder schmückt.

S. 5. Z. 20. Dichter. Die grossen Dichter galten den Alten bis in die spätesten Zeiten für heilige Barden und Propheten, deren Stimme sie mit Andacht horchten: denn sie waren ihnen, nach Platon, Väter der Weisheit und Führer zur Weisheit. Hier mag der einzige Horatius die Achtung des Alterthums für seine Dichter aussprechen:

Ist es nicht
Der Dichter, der des Kindes frühes Lallen
Zu Sprache bildet? der von pöpelhaften Reden
Sein zartes Ohr entwöhnt, dann allgemach
Durch Lehren, die der Reiz der Harmonie
Und Dichtung freundlich macht, sein Herz der Tugend
Gewinnt, von Eigensinn und Neid und Zorn
Den Knaben heilt, mit edeln Thaten ihn
Vertraulich macht, der gegenwärtigen Zeit
Verworrne Räthsel durch der ältern Welt
Beispiele ihm entwickelt und in Noth
Und kranken Tagen Trost und Lindrung schafft?

Von wem sonst sollte mit dem keuschen Knaben
Das unverdorbne Mädchen beten lernen,
Wofern die Muse nicht den Dichter gab?
Hor. Ep. II. 1. 126. Uebers. Wiel.

Doch ist hier, wie natürlich, nur von jener züchtigen Muse die Rede,

„Welche mit stiller Kraft
Handelnd edler die Seelen macht,"

und nicht von jener spätern Dichtkunst, welche nach Plutarch T. VII, p. 604, dadurch, dass sie in die Hände von Betrügern und Gauklern kam, ihrer hohen Würde verlustig ward; noch weniger von jener, welche in unsern Tagen ihre Ideale in den Lusthäusern grosser Städte sucht. Auch scheint uns hier die folgende Bemerkung eines neuern Schriftstellers beachtenswerth: „In Zeiten voller poetischer Kraft haben es die Dichter nicht mit sich selbst, sondern mit Gott, der Natur, der Geschichte und solchen Helden zu thun, die es wirklich sind. Erst die überlebte Zeit setzt aus langer Weile die Dichter vor ihren eigenen Spiegel hin."

S. 5. Z. 25. Aehnlich. Plutarch T. VI, p. 50. ff. gibt treffliche Belehrung über die belebende Kraft, welche edle Vorbilder in reizender Darstellung auf jugendliche Gemüther unfehlbar äussern müssten, da sie nicht blos Liebe und Bewunderung für alles Gute und Schöne, was der wichtigste Zweck der Erziehung sey, sondern auch das sehnliche Verlangen, dasselbe nachzuahmen und im eigenen Leben durch Wort und That darzustellen, in der Seele des Jünglinges erweckten. Eben daselbst p. 64. ff. 75. 92. 126. zeigt er, wie Platon im zweiten und vierten Buche der Gesetze, dass die durch eine edle Erziehung gewonnene Liebe für das Schöne nothwendig auch Hass und Abscheu vor allem Schlechten und Unanständigen zur Folge haben müsse, und belehrt uns, wie die Beispiele des Schlechten, welche in den grossen Dichtern eben so wenig als in der Welt, deren treuste Spiegel sie sind, gänz-

lich fehlen dürfen, zur Warnung und sittlichen Förderung des Jünglinges benutzt werden können und müssen.

S. 6. Z. 1. Sirenen. Der h. Basilius deutet hier, nach Plutarchs Vorgang T. VI, p. 53. auf jene bekannte Erzählung (Homer. Odyss. XII, 39.), dass der weise Odysseus bei dem Vorüberschiffen vor den Klippen der Sirenen, nach dem Rathe der zauberischen Kirke, die Ohren seiner Gefährten mit Wachs verstopft habe, damit sie die verführerischen Töne der reizenden Bewohnerinnen des gefährlichen Gestades nicht vernehmen konnten. Diese Sirenen sind nach der gewöhnlichen Erklärung Buhldirnen oder, wie der herrliche Kenner und Darsteller des Alterthumes Fr. Jacobs im vierten Bande seiner Schriften sich ausdrückt, Hetären, welche die Kunst verstehen, einen Menschen dahin zu bringen dass er unvermerkt in Lust und Freude zu Grunde geht. Eine andere sinnreiche Erklärung gibt Cicero Fin. V, 18. Eine vollständige literärische Nachweisung über dieselben findet man bei den trefflichen Erklärern des Horatius, Schmidt u. Obbarius, Epist. I. 2, 23. Vgl. was Plutarch T. VI, p. 136, über das Verwahren der Ohren junger Leute gegen böse Reden Beachtungswerthes mittheilt.

S. 6. Z. 5. Gift. Aehnlich lehrt Plutarch T. VII, p. 834, wenn selbst waekere Männer uns zu solchen führen wollen, die es nicht sind, so dürfen wir ihnen nicht folgen, damit wir nicht, wie das Gift im Honig, den schlechten durch den guten Freund erwerben. Die Quelle dieser Vergleichung ist in Plat. Legg. p. 659, E. mit dem Unterschiede jedoch, dass hier dem kranken Kinde die heilsame Arznei in süssen Speisen und Getränken dargebracht wird. Dieser letzten Darstellung folgt Max. Tyr. T. I, p. 177. Reisk. Lucret. I, 935. und Tasso in den schönen Versen, worin er sich entschuldiget, dass er die göttlichen Wahrheiten mit dem Reize irdischer Poesie zu umkleiden wage.

S. 6. Z. 8. Schmäher. Die Nachweisung der hier getadelten Darstellungen ist für gelehrte Leser überflüssig und für unge-

lehrte wenigstens hier nicht geeignet. Wir hoffen sie künftig in einem grössern Werke zu erwähnen, wo wir, nach Plutarchs Rath, neben das Gift auch die heilende Arznei legen werden. Hier mag die Bemerkung genügen, dass Basilius die Anklagen wiederholt, welche Platon (Rep. p. 378. 387. 390. 396.) gegen solche Darstellungen ausführlich erhebt.

S. 6. Z. 19. Handlungen. Bei Einschaltung dieses Wortes hatten wir nicht blos die grössere Deutlichkeit, sondern auch die von unserm Texte (ἄς) abweichende Lesart ἅ im Auge, welche durch fünf Manuscripte vertheidigt wird. S. Garnier.

S. 7. Z. 6. Biene. Das Gleichniss ist aus Plutarch T. VI, p. 108. 116. 150 und 295., wo es auf den Dichter Simonides zurückgeführt wird.

S. 7. Z. 24. Dorischen. Das Sprichwort heisst bei Plutarch T. VI, p. 281. vollständiger: Man muss den Stein nach der Richtschnur und nicht diese nach dem Steine setzen; und p. 319: Diejenigen, welche im Guten fortschreiten und so zu ihrem Leben, wie zu einem Tempel oder einem königlichen Pallaste den goldnen Grund der Tugend gelegt haben, die lassen nichts von dem Entstehenden blindlings zu, sondern bringen jeden Beitrag, gleichsam nach der Richtschnur der Vernunft, in Uebereinstimmung mit dem Vorigen.

S. 7. Z. 26. Bauen. Ueber das schwierige griechische Wort gibt Lobeck zu Aiac. v. 248. belehrende Auskunft.

S. 8. Z. 2. Umgang. Wir erinnern hier, wo uns eine Ausführung des wichtigen Gedankens nicht erlaubt ist, nur an das Wort eines würdigen Freundes: „Was wir lieben, das sind wir,“ und an das bekannte, Dum lego Antiquos, antiquior fio, ein Gedanke den Platon oft mit denselben, Demosthenes Ol. III, p. 37., mit etwas andern Worten so ausdrückt: „Wie die Beschäftigungen der Menschen, so auch ihre Gedanken.“ Es ergibt sich daraus von selbst der Schluss, wie wichtig es sey die für höhere Wirkungskreise bestimmte Jugend nur mit dem Edelsten

und Schönsten zu beschäftigen, damit sie einen Talisman gegen die Herz und Geist ertödtenden Erfahrungen und Sorgen des gemeinen Lebens gewinne und unter den täglichen Berufsgeschäften nicht für jede höhere Richtung des Geistes ersterbe. Vgl. Plat. Rep. p. 444. und Göthe T. XVIII, p. 191.

S. 8. Z. 7. Hesiodus ertheilt diese im ganzen Alterthume gepriesene Lehre in seinen Tagewerken v. 263:

Leicht ist des Bösen Gewinn und haufenweise zu finden,
Eben führet der Weg, und nah' auch pflegt es zu wohnen;
Vor die Tugend jedoch setzt Schweiss der Ewigen Weisheit,
Lang ist der Pfad und steil, der auf zu ihr sich erhebet,
Doch nur im Anbeginn; wann die Höhe du mühsam erreicht hast,
Leicht dir wird er sofort, wie schwer er auch vorher gewesen.

Diese Verse sind hier dem heiligen Basilius nicht unmittelbar, sondern, wie der Zusammenhang lehrt, durch Plat. Rep. p. 364. in Erinnerung gekommen. Unser frommer Gellert umschreibt sie in seinem bekannten Liede:

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar u. s. w.

S. 9. Z. 2. Lobgesang. Es verschlägt uns wenig, ob die hier geäusserte Ansicht über Homer, der wegen seiner unerreichbaren Vortrefflichkeit vorzugsweise der Dichter heisst (Plutarch T. VIII, p. 652.) von dem gelehrten und geistreichen Libanius dessen Unterricht Basilius in Konstantinopel genossen haben soll, oder von irgend einem andern unbekannten Kenner herrühre; es genügt uns, dass der weise und fromme Basilius sie zu der seinigen macht. Er hat hierin zu Vorgängern nicht blos die grössten Dichter, Geschichtschreiber, Redner und Philosophen, sondern auch die grössten Feldherrn und Staatsmänner des Alterthumes, welche alle in Homer nicht blos den Sittenmaler ohne Gleichen, sondern auch den grossen Sittenlehrer verehren. Die Schriften von Platon, Xenophon, Aristoteles, Strabon, Arrian, Simplikios, Libanios, Maximos von Tyros, Dio Chrysostomos und Andern lie-

fern den reichlichsten Beleg für diese Behauptung, ja die beiden letzten beweisen sie in mehrern besondern Abhandlungen; auch der geistreichste römische Dichter, Horatius spricht dieselbe Ansicht an vielen Orten, vorzüglich jedoch in seiner zweiten Epistel aus, welche ganz diesem Gegenstande gewidmet ist. Um so befremdender ist es daher, dass diese wichtige Ansicht, einzelne Aeusserungen von Lipsius, Lessing, Göthe und Herder abgerechnet, später mehr und mehr in Vergessenheit gerieth, bis sich in der neusten Zeit überkluge Geister fanden, welche den Homer sogar besser verstehen, als ihn Pindar, Platon und Aristoteles verstanden haben, und sich daher berechtiget glauben, jede Hervorhebung des sittlichen Elementes in dem grössten und weisesten Dichter aller Zeiten als ein thörichtes Unterfangen zu bezeichnen und dem Spotte preis zu geben. Da jedoch hier eine ausführliche Darlegung der Sache nicht am Orte wäre, so verweisen wir vorläufig auf unsere Anmerkungen zu Platon's Apologie des Sokrates, S. 62 und 73, wo gezeigt ist, wie die Homerischen Helden selbst dem weisesten und besonnensten Manne des Alterthumes als Muster seines eigenen Thuns und Leidens vorgeleuchtet haben.

S. 9. Z. 4. Feldherrn der Kephalenier, d. i. Odysseus, zu dessen Reiche die Insel Kephalenia gehörte. Die Begebenheit, von welcher hier die Rede ist, wird von Homer, Odyss. 6. bis 13. Gesang erzählt.

S. 9. Z. 6. gewinne — die Achtung. Der griechische Text bietet, je nachdem man das Wort Basilida in subjektiver oder objektiver Beziehung nimmt, die doppelte Bedeutung dar,

1) Die in unserer Uebersetzung ausgedrückte,

2) Die folgende: Zuerst, jedoch blos bei seinem ersten Erscheinen habe sich Odysseus, nämlich wegen seiner Blösse, vor der Königin gescheut. Dieser Sinn findet einen Vertheidiger in unserm lateinischen Uebersetzer, welcher die Stelle so gibt: Primum quidem reginam apparentem solum veritum esse, tanti

modestiam ac nuditatis verecundiam existimasse. Allein davon abgesehen, dass dieser Uebersetzer das nicht beneidenswerthe Talent besitzt, den Sinn jeder schwierigen Stelle zu verfehlen, so spricht für unsere Erklärung Odyss. VI, 187. 239 — 246, und der Zusammenhang unserer Stelle selbst. Denn Basilius will offenbar zeigen, dass Odysseus ohne alles blendende Beiwerk von kostbarer Kleidung — und Kleider machen ja Leute! — und ohne Gefolge, durch seine edle Persönlichkeit allein die Achtung der Fürstin gewonnen habe, weil ihn der Dichter in dem herrlichern Schmucke der Tugend darstelle, die allein wahren und unvergänglichen Werth habe. Für unsere Ansicht stimmen auch Sturz, Combefis, Ducaeus, Garnier und Andere. Was das Nackte anbetrifft, welches die andere Erklärung veranlasst haben mag, so fand, wie wir sehen, selbst der heilige Basilius keinen Anstoss daran, denn dem Reinen ist alles rein und ein Solcher weiss sich unbefangen in die Darstellungen fremder Zeiten und Zustände zu versetzen. Uebrigens war die arglose Ansicht der Griechen von der unbekleideten Natur schon ihren barbarischen, zumal den asiatischen Zeitgenossen ein wahrer Greuel, ohne dass darum ihre Tugend in dem Maasse gewachsen wäre, als sie das seidene und wollene Bollwerk derselben vermehrt haben; wie denn auch unsere jetzige, gut und mehr als gut gekleidete Jugend wohl nicht züchtiger und gesitteter ist als die nackten Kinder der kräftigen alten Germanen. Ja der edle Jacobs zeigt in seinen lehrreichen Werken IV, p. 278, was auch aus der Schilderung des verlornen Paradieses erhellt, dass man die Blösse der Natur erst dann verschleiern lernte, als die Sitten unheilbar verdorben waren. Vergl. damit die geistreiche Belehrung, welche Demokritos den, in Worten überzüchtigen Abderiten über diese Sache ertheilt: Wieland, T. XIX, p. 101 ff., woraus wir nur folgende Worte entlehnen: „Nicht die Gegenstände, sondern unsere Meinungen von denselben sind die Ursachen unordentlicher Leidenschaften.“

S. 9. Z. 18. Sorget. Aehnlich ist das berühmte Wort des Philosophen Aristippos. Durch Schiffbruch an die Insel Rhodos verschlagen und nichts als das nackte Leben rettend trat er in die Schulen der Hauptstadt und ward dort für seine geistreiche Belehrung so sehr beschenkt, dass er seine Unglücksgefährten mit allem für die Heimreise Nöthigen versehen und mit der Ermahnung entlassen konnte, ihren Kindern solche Güter und solche Reisemittel zu erwerben, die auch im Falle eines Schiffbruches mit ihnen an das Land schwimmen könnten. Nicht minder treffend ist seine Antwort auf die Frage, wie sich ein gebildeter Mensch von einem ungebildeten unterscheide: „Schicke sie beide nackt in ein unbekanntes Land, du wirst es bald erfahren.“ Vitruv. VI. Præf. Diog. Lært. II, 73.

S. 10. Z. 1. Solon. Die folgenden Verse des grossen Gesetzgebers finden sich gewöhnlich in Theognis Gedichten, doch nennt auch Plutarch. T. I, p. 318. VII, p. 847 u. a. a. O. den Solon als ihren Verfasser.

S. 10. Z. 6. Theognis. Die hier erwähnten Verse dieses lyrischen, vorzüglich in Trauergesängen grossen Dichters von Keos aus dem fünften Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lauten so:

Neiget ja Zeus zu anderer Zeit dir anders die Wage,
Reichthum gibt er dir bald, bald auch ein dürftiges Loos.

Theognis hat hier, wie der grosse Aeschylos von sich sagt, Brosamen von Homer's Göttertafel gesammelt, wo zumal das Bild von der Wage, worauf Zeus die Schicksale der Menschen und Völker gegeneinander abwägt, wiederholt vorkommt. So bestimmt er Il. VIII, 69 das Geschick beider kriegführender Völker auf diese Weise; und in der erhabenen Darstellung Il. XXII, 209. legt er das Todesloos des glorreichen Hektor auf die sinkende Wagschale, worauf des Helden grosse Seele, von ihrem Genius

verlassen, dem Hades anheim fällt. Klopstock, der fromme deutsche Sänger gebraucht dasselbe Bild in seiner rührenden Ode auf Fanny, deren hienieden ihm versagten Besitz er jenseits zu erlangen hofft:

Dann wird ein Tag seyn, den werd' ich aufersteh'n,
Dann wird ein Tag seyn, den wirst du aufersteh'n.
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmest.
Dann wägt die Wagschal in der gehobnen Hand
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt missklingt,
Tönt in ewigen Harmonieen.

S. 10. Z. 9. Weise, wörtlich Sophist von Keos, d. i. Prodikos, dessen herrliche Erzählung von des Herakles Lebenswahl bei Xenophon, Mem. II, 1 zu lesen ist. Mit Unrecht nimmt Sturz das Wort Sophist, d. i. ein der Weisheit Beflissener, in seinem spätern, bösen Sinne, der eben so sehr dem Zusammenhange bei Basilius als dem ehrenwerthen Charakter des Prodikos widersprechen würde. Vgl. uns. A. zu Plat. Apol. S. 59.

S. 10. Z. 14. weiss ich nicht. In unserer Uebersetzung fehlen die Worte: ausser dass er — sagt. Wir haben uns im Anfange und am Ende der Rede eine ähnliche Freiheit in Auslassung einiger für unsere Sprache überflüssiger Wörter erlaubt.

S. 11. Z. 10. fast alle, nämlich heidnische, griechische Schriftsteller, eine Wahrheit, die wir durch Hunderte von Beispielen erhärten könnten.

S. 11. Z. 16. allein. Dieser Homerische Vers aus Odyss. X, 496 bezieht sich auf den Seher Teiresias, welcher allein seinen besonnenen Geist in der Unterwelt bewahrt habe, deren übrige Bewohner wie Schatten, d. i. als Wesen ohne Bewusstseyn und sittlichen Werth umher irrten. Denselben Vers wendete der alte Kato auf den jungen Scipio vor Karthago an, in welchem er

schon damals Rom's grössten Mann erkannte. Plutarch. VI, p. 754. XIII, p. 953. IX, p. 211.

S. 12. Z. 3. Chorführer. Diese Stelle ist aus Plat. Gorg. p. 482. Vgl. uns. Anm. z. Kriton, S. 27, cf. S. 3.

S. 12. Z. 8. Euripides, in seinem Hippolytos v. 612.

S. 12. Z. 12. gerecht scheint. Platon, wie Sokrates, ein erklärter Feind aller Falschheit und alles Scheines, züchtiget jedoch am unbarmherzigsten jene Heuchler, welche bei lasterhaftem Innern die Maske der Gerechtigkeit und Frömmigkeit annehmen und weist ihnen, wie nach ihm Dante und Fenelon, die unterste Stelle in seiner Hölle an. Die von Basilius angeführte Stelle findet sich in Rep. p. 461, A. Vgl. Gorg. p. 527, B. Plutarch. T. VI, p. 185. IX, p. 392. Cic. Off. I, 13. fin.

S. 12. Z. 22. Perikles. Nicht minder bezeichnend für die erhabene Gesinnung dieses in seiner ganzen Persönlichkeit wohl unerreichten Mannes ist folgender Zug.

Nachdem er vierzig Jahre hindurch mit der uneigennützigsten Aufopferung das geistreichste, freiste und auf seine Freiheit eifersüchtigste Volk der Erde nur durch die Allmacht seines Geistes und seiner Rede fast unumschränkt beherrscht, und in Wissenschaft, Kunst und Leben zu einer Herrlichkeit erhoben hatte, wie sie vor und nach ihm nie gesehen worden ist, da erlag auch er wenig Jahre nach jener fürchterlichen Pest, welche Athen seiner edelsten Männer beraubt und den Untergang des bewunderungswürdigsten Staates herbeigeführt hat. Um sein Sterbelager sammelten sich die noch übrigen Freunde und jammerten, da sie ihn schon für bewusstlos hielten, über den unersetzlichen Verlust des Mannes, dessen grosse Thaten sie erwähnten. Da erhob der grosse Mann noch einmal sein sterbendes Haupt mit dem Bemerken, es befremde ihn, dass sie solche Verdienste an ihm rühmend, die er mit dem Glücke und mit andern Männern theile, das Schönste, ihm Eigenthümliche übergangen hätten, dass nämlich durch ihn

kein einziger Athenischer Bürger veranlasst worden sey, ein schwarzes Kleid anzuziehen, d. i. während seiner vierzigjährigen Herrschaft, durch ihn gekränkt, unglücklich gemacht oder in Trauer versetzt worden sey. Plutarch. T. I, p. 669. VIII, p. 148.

S. 12. Z. 22. dauerte, wir nehmen hier das griechische Wort, im Gegensatze mit Combefis und Garnier, unpersönlich und beziehen es auf den ganzen Satz zurück.

S. 12. Z. 21. aus dem Haufen, wörtlicher, von dem Markte, oder mitten aus der daselbst gehaltenen Volksversammlung: so nimmt es Plutarch. T. I, p. 596, welcher diese Sache erzählt.

S. 12. Z. 26. begleitete. Das griechische Wort erlaubt auch die Uebersetzung: er liess begleiten, deducendum curavit, wie Plutarch ausdrücklich sagt. Wir entschieden uns für den andern Sinn, weil Basilius als Zweck von Perikles Benehmen die Uebung in Selbstbeherrschung bezeichnet, die durch das persönliche Geleite, welches er dem Schmäher angedeihen lässt, in ihrem vollen Lichte erscheint. Wer dennoch die andere Erklärung vorzieht, dem werden wir darum nicht böse seyn.

S. 13. Z. 1. Eukleides aus Megara ist nicht der berühmte Mathematiker, sondern einer der eifrigsten Zuhörer von Sokrates, dessen Unterricht er, wegen eines Athenischen Verbotes gegen die Megarer, täglich mit Lebensgefahr suchen musste. Plutarch. T. VII, p. 907. und p. 812. erzählt die von Basilius erwähnte Geschichte so: Auf die unvernünftige und brutale Drohung seines Bruders „Ich will des Todes seyn, wenn ich mich nicht an dir räche“ erwiederte Eukleides „Und ich will des Todes seyn, wenn ich dich nicht zwinge von deinem Zorne zu lassen und mich wieder zu lieben, wie vorher.“

S. 13. Z. 7. Trauerspiele, nämlich in dem Rhesos von Euripides v. 84.

S. 13. Z. 11. Zügel. Diese in der Folge wiederkehrende Vergleichung der Leidenschaften mit wilden Rossen, und der Vernunft mit deren Reiter oder Wagenlenker ist dem Platon eigenthümlich, wie schon aus jener wundervollen Schilderung des himmlischen Gespannes im Phädros erhellt. Vgl. Cic. Off. I, 26.

S. 13. Z. 16. Sokrates. Vgl. Plutarch. T. VI, p. 33.

S. 14. Z. 9. Alexander. Die unmittelbare Quelle dieser Erzählung ist hier Plutarch. T. VIII, p. 71. Die keusche und zarte Aufmerksamkeit des jungen und feurigen Alexander gegen die gefangene Königin, die schönste Frau in Asien und ihre schönen Töchter, und seine kindliche Verehrung für die Mutter eines Feindes, welcher Meuchelmörder gegen ihn ausgesendet hatte, geben uns ein ganz anderes Bild von diesem grossen Zöglinge des weisen Aristoteles als jenes ist, welches einige Geschichteverfälscher von ihm entwerfen, die nur einen unersättlichen und planlosen Eroberer in ihm sehen, und von seinem grossen, weltbeglückenden Plane, Asien durch das Band hellenischer Wissenschaft, Kunst und Staatseinrichtungen mit Europa brüderlich zu verbinden, auch nicht die leiseste Ahnung haben. Vgl. unseres trefflichen Schlosser Gesch. d. alten Welt I. 3, p. 91 ff. und die dort angeführten Quellen.

S. 14. Z. 19. Kleinias als Freund und Zuhörer des Pythagoras lebte fünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung und befolgte dessen Vorschrift, nicht zu schwören, sondern so zu leben, dass man ihm ohne Schwur glauben müsse. Diog. Lært. VIII, 22. Die Summe von drei Talenten, die er durch einen wahren Eid ersparen konnte, beträgt 7817 fl. 29 kr. und nach dem jetzigen Geldeswerthe das Zehnfache davon. Vgl. über ihn Athen. XIV, 5. und Aelian. V. H. XIV, 23.

S. 15. Z. 5. Nahrung der Seele. Wie der Körper sich von irdischen Speisen nährt, so lebt die Seele, nach antiker Darstellung, von dem geistigen Brode der Wissenschaft und Kunst,

von den freien Erkenntnissen zumal, welche die Alten unter dem Namen der Musik begreifen. Denn die blos für den äussern Lebensbedarf nothwendigen und nutznieslichen Geschicklichkeiten gehören bei ihnen zu der banausischen oder gemeinen Handwerksbildung und füttern nur das Thier in dem Menschen: Siehe Wyttenb. zu Plutarch. I, A.

S. 15. Z. 6. Waldstrom. Mit demselben Gedanken geht Plutarch. T. VI, p. 508. dem h. Basilius voran, nur dass er mehr von der leiblichen Nahrung, und zwar von der Gefrässigkeit solcher Leute spricht, welche nur leben, um zu essen, wie jener Maenius bei Horat. Ep. I. 15, 25. Vgl. Wesseling zu Herodot. p. 239. Die Sprache dieses Schriftstellers ahmt Basilius hier und an andern Orten, namentlich in dem 104. Briefe in demjenigen nach, was er von dem Verleumder sagt, der drei Personen zugleich schade.

S. 15. Z. 8. Steuermann. Dieselbe Ideenreihe findet sich bei Plutarch. T. VI, p. 593. und VII, p. 953.

S. 15. Z. 27. Allkampf. Dieses Wort darf uns so wenig als das ihm entsprechende griechische zu der Meinung verführen, als seyen alle fünf Kampfarten darunter zu verstehen; es umfasst nur das Ringen und den Faustkampf. S. Sturz.

S. 16. Z. 1. Polydamas von Scotusa ein weltberühmter Athlete, s. Diodor. Sic. T. X, p. 222. Bip. Pausanias VI, 353. nennt uns unter mehrern Beweisen von seiner ungeheuern Kraft auch den hier erwähnten, dass er einen bespannten Wagen so fest zu halten vermochte, dass der Kutscher die Pferde trotz alles Peitschens nicht vorwärts bringen konnte. Sturz verwechselt ihn mit dem beredten und klugen Troischen Heerführer Polydamas und wird zu dieser unglücklichen Vermuthung durch das Wörtchen Pro, vor, geleitet, welches er von der Zeit vor Einführung oder Wiederherstellung der Olympischen Spiele verstanden hat. Allein es heisst entweder vor Eröffnung der da-

mals gerade Statt findenden Spiele, in welchem Falle Polydamas durch diese Vorprobe alle Mitbewerber vom Kampfe abgeschreckt und den Preis sine certamine (s. Hor. Ep. I. 1, 51. mit Schmidt) gewonnen hätte; oder überhaupt ehe er in den Olympischen Spielen selbst als Mitkämpfer auftrat. In diesem Falle hätte er seine Kraft durch solche Vorübungen, wie die von Basilius bezeichnete, so gestärkt, dass es ihm nachher leicht ward, in den Spielen selbst den Sieg zu gewinnen. Dieser Erklärung, welche der Zusammenhang verlangt, stimmt auch Combefis bei.

S. 16. Z. 3. Milon aus Kroton, ein Athlet, der, ausser andern Preisen, sechsmal hintereinander den Sieg in den Olympischen Spielen gewann, und als er zum siebenten Male auftrat, keinen Gegner mehr fand, der sich mit ihm zu messen wagte. Diodor. Sic. T. X, p. 222. und Pausan. l. VI, 5. geben Beispiele von seiner allen Glauben überschreitenden Stärke.

S. 16. Z. 9. Marsyas und sein Schüler Olympos, zwei berühmte Dichter und Flötenspieler aus den mythischen Zeiten, von welchen die mythol. Wörterbücher berichten. cf. Herodot. VII, 26. Xenoph. A. I, 2, 8. Plat. Minos p. 318, B. und Phædr. fin. Plutarch. T. X, p. 654 ff., wo auch das Nöthige über das Technische in der alten Musik zu lesen ist.

S. 16. Z. 10. schwerlich, wörtlich, sie hätten bald, oder vielleicht wohl Kränze erlangt, oder hätten sich wenigstens von Seiten des Körpers nicht lächerlich gemacht. In diesem Sinne müsste Basilius, im Gegensatze zu der antiken Denkungsart, jede, auch die ruhmwürdigste körperliche Auszeichnung für eine lächerliche Sache erklären und zugleich bei beiden Athleten grosse dichterische und musikalische Anlagen voraussetzen, was sich weder geschichtlich noch psychologisch, bei solchen Riesenschultern und Nerven, rechtfertigen liesse. Dagegen gibt der auch in neuern Sprachen gebräuchliche ironische Sinn des Wortes „bald“ für „nie“ den richtigen Ge-

danken: sie hätten durch Vorübungen, welche mit ihren natürlichen Anlagen im Widerspruche standen, ihre wahre Bestimmung verfehlt.

S. 16. Z. 13. Timotheos aus Milet, Zeitgenosse von Philippos und Alexander d. Gr., als lyrischer und dithyrambischer Dichter berühmt, und ein Tonkünstler ohne Gleichen. S. Plutarch. T. IX, p. 175. und VII, p. 322, wo die von Basilius erwähnte Geschichte einem andern Künstler, Namens Timagenides, zugeschrieben wird.

S. 16. Z. 21. Die phrygische Tonweise war heftig und kriegerisch; über die Gewohnheit, sie in die dorische umzustimmen (S. 20. Z. 13), um die durch sie erweckten Leidenschaften wieder zu stillen und zu besänftigen, s. Plutarch. T. IX, p. 41. Die erwähnte Geschichte wird ausführlich von Dio Chrysostomos T. I, p. 43. erzählt.

S. 16. Z. 26. Athleten. Vgl. Lucian. Anachars. T. VII, p. 159 und Hor. A. P. 412.

S. 17. Z. 2. Schlechte, wörtlicher: sie wählen nicht die angenehmste Kost, sondern die von den Fechtmeistern.

Kampfpreise. Vgl. damit Plat. Rep. p. 612 ff. und Dio Chrysost. T. I, p. 44, wo derselbe Ideengang wie bei dem h. Basilius vorkömmt.

S. 17. Z. 16. Sardanapalos, der bekannte letzte assyrische König, der an weichlicher und wollüstiger Genussfähigkeit alle Könige Asiens überbot, wie schon die Inschrift bezeugt, welche er, nach Athen. VIII, p. 333. selbst für sein Grab bestimmte:

Das nur ist mein, was essend und schwelgend im Tändeln der Lieb' ich Lustig verlebte, zurück bleibt all der üppige Reichthum,

eine Grabschrift welche, nach Aristoteles (Cic. Tusc. V, 101), für ein Schwein geeignet wäre und den reinsten Gegensatz zu jenem Besitze bildet, der nach Plat. Phæd. p. 114. E. die mensch-

liche Seele in die Ewigkeit begleiten soll; wesshalb der Philosoph Krates sie durch folgende würdigere Grabschrift verdrängt:

Das nur ist mein, was lernend und denkend im Kreise der Musen Schönes ich fand.

Plutarch T. VIII, p. 157. cf. VII, p. 294, 307, 327. und Dio Chrysost. T. I, p. 84, 125, 185.

S. 17. Z. 18. Margites, ein einfältiger Taugenichts, der nur durch ein verlornes, dem Homer fälschlich beigelegtes Gedicht, welches seinen Namen trug, unsterblich geworden ist. Dio Chrysost. T. II, p. 362 und Eustath. Odyss. p. 395 ed. Lips. berichten einige Probestücke von seiner Nichtswürdigkeit.

S. 17. Z. 22. Pittakos von Mitylene, einer der sieben Weisen. Bei Platon lesen wir die Berichtigung des hier angeführten Ausspruches jenes Weisen. Der Unterschied liegt in dem Gutwerden, welches Simonides, und in dem Gutseyn, welches Pittakos gebraucht, wie wir aus der scharfsinnigen Erklärung des Sokrates in Plat. Protag. p. 339 ff. erfahren, wo er den Dichter gegen den Tadel des Protagoras wegen dieser Verbesserung in Schutz nimmt und zeigt, dass nicht das Gutseyn, wie Pittakos meine, sondern das annähernde, mit Wanken und Fehltritten verbundene Gutwerden schwer genannt werden könne, denn nur dieses sey für den Menschen möglich, obgleich wie alles Schöne schwer, das Gutseyn hingegen sey unmöglich für den Menschen, denn niemand sey gut als Gott.

S. 18. Z. 14. Seele sorgen. S. Plat. Phæd. p. 64, D. 83, A. und über die Erlösung des Lebens durch die Philosophie (im antiken Sinne) ib. p. 82, D. Plutarch. T. VI, p. 410.

S. 18. Z. 24. Steuern. Die Quelle für diesen Gedanken ist Plutarch. T. VI, p. 609. Vgl. p. 514. das Wort des Theoprastos: Die Seele muss dem Körper einen theuern Hauszins bezahlen.

S. 18. Z. 28. Das Feuerspalten soll eine vergebliche und

peinvolle Bemühung gleich dem Streben Jener bezeichnen, welche den Stein der Weisen oder die Quadratur des Zirkels suchen. Das Vollschöpfen eines im Boden durchlöcherten Fasses ist die bekannte Strafe der Danaiden in der Unterwelt. S. des edeln Heyne Excurs. 8 bis 10 zu Virg. Aen. VI.

S. 19. Z. 19. das Sichtbare. S. die Quelle bei Plat. Phæd. p. 75. 115. mit Wyttenb. Tim. p. 52.

S. 19. Z. 22. von uns. In unserer Uebersetzung fehlen die Worte: wer er auch sey.

S. 19. Z. 24. Reinigung, ebenfalls ein Platonischer Gedanke, Rep. p. 518, B. Phæd. p. 82. cf. Plutarch. T. VII, p. 388. 698.

S. 19. Z. 28. weidet, wörtlich: festlich bewirthet, wie Plat. Rep. p. 572, E. Phædr. 247 etc.

S. 20. Z. 4. Musik. Ueber ihre hohe Bedeutung in sittlicher Hinsicht, zumal bei den Pythagoräern s. Plutarch. T. VII, p. 508, 737, VIII, 814. Plat. Rep. p. 401 ff.

S. 20. Z. 11. Aufzuge. Ueber das griechische Wort s. Passow. W. B. und Thiersch zu Pindar. I, p. 114 und I. p. 54, was dieser berühmte Gelehrte über die, von den unsrigen ganz verschiedenen, Flöten der Alten sagt.

S. 20. Z. 14. dorisch. „Die dorische Tonart wird als vor allen ernst und feierlich gerühmt, fähig, wildere Leidenschaften zu zähmen, männliche Gesinnung zu wecken und zu nähren und den Muth auch in grosser Gefahr und Schreckniss aufrecht zu halten.“ Thiersch l. c. p. 44. Desshalb entfernt Platon die lydische und phrygische Tonart von der Erziehung der Jünglinge, diese, weil sie zur Wehmuth, jene, weil sie zur Weichlichkeit und Wollust verleite, Plutarch. T. IX, p. 270. Ueber ihre Umwandlung in die dorische s. zu S. 16.

S. 20. Z. 17. Korybantisch. S. zu Kriton S. 41.

S. 20. Z. 20. ergriffen, wörtlich: angefüllt, gesättiget

werden. Es ist auch hier von einer geistigen Nahrung die Rede. S. zu S. 15.

S. 21. Z. 3. Viehe. Noch verächtlicher bezeichnet Platon Rep. p. 586. 391. die hässlichen Folgen der thierischen Gelüste jener Menschen, welche, wie der Kyklope (Plutarch. T. VII, p. 712.) den Bauch zu ihrem Gotte wählen oder, wie Demosthenes p. Cor. p. 324. von ihnen sagt, die Verdauungskraft ihres Magens zum Maasstabe ihrer Glückseligkeit machen.

S. 21. Z. 40. Trieb. Genauer wird unser Text durch jene Worte des Marius, Sall. Jug. c. 85: dediti ventri et turpissimæ parti ventris, und durch Demosthenes l. c. ausgedrückt.

S. 21. Z. 6. Sumpfe, eine Platonische Vorstellung, Phæd. p. 69, C. Rep. p. 533, D, die Dante in seiner Divina commedia weiter ausgeführt hat. cf. Dio Chrysost. T. I, p. 178.

S. 21. Z. 8. Dienste. Nähmen wir die Lesart unseres Textes κτωμένᾳ als ächt an; so müsste unsere Uebersetzung, je nachdem wir das dabei stehende Wort als Dativ oder als Ablativ ansehen, wörtlich heissen: 1) nur so weit, als der Körper sich der Philosophie zum Dienste darbietet oder verdingt; 2) als er sich einen Diener durch oder in der Philosophie gewinnt. Wir entscheiden uns jedoch für die andere Lesart κτωμένης, weil sie durch unsere Basler Ausgabe und durch vier Manuscripte (s. Garn.), vorzüglich jedoch, weil sie durch die Platonische, von Basilius angeführte Originalstelle Rep. p. 498, B. gerechtfertiget wird. Diese Stelle scheint den spätern Herausgebern unbekannt geblieben zu seyn, da selbst Sturz versichert, er habe sie nicht finden können. Auch mochten sie zu der Textesveränderung durch den seltenern attischen Sprachgebrauch verleitet worden seyn, wonach die Verbalien auf τέος, wie in unserer Stelle, den Subjektaccusativ behalten oder voraussetzen, weil der Begriff von δεῖ darin enthalten ist, welches auch wirklich in unserer Platonischen Stelle vorkommt. Vgl. Buttm. gr. Gr. ed. 14, p. 378. und Matthiæ

gr. Gr. §. 447, 4. Auch die dritte Lesart eines einzigen Cod. κτωμένοις ist zwar leichter, aber eben darum wohl nur eine versuchte Erklärung des schwerern Accusatives und daher ebenfalls ein Beleg für die Richtigkeit des letztern. Sonach heisst also unsere Stelle wörtlich: wir sollen uns mit dem Körper nur insofern befassen, als wir an ihm einen Gehülfen für die Philosophie, d. i. für unser höheres, geistiges Streben finden.

S. 21. Z. 23. Wagenlenker. S. Plat. Phædr. p. 246. Phædr. p. 85, D. Plutarch. T. VII, p. 740. 750, die letzte Stelle scheint hier die unmittelbare Quelle unseres Textes zu seyn.

S. 22. Z. 3. Akademie, ein von seinem frühern Besitzer, oder einem Heros so genannter Platz unweit Athen mit öffentlichen Anlagen und einem kleinen Eigenthume des Platon, wo er und seine Nachfolger ihre philosophischen Vorträge hielten, woher der Name akademische Philosophie. S. Barthel. Anachars. c. 7.

S. 22. Z. 16. Drachen hüten nach alter Vorstellung die verborgenen Schätze. Cic. Phil. 13, 5. Phædr. Fab. IV, 19, 4.

S. 22. Z. 22. lydischer Goldstaub. Der Fluss Paktolos führte vielen Goldsand mit sich, womit die Schatzkammern der reichen lydischen Könige gefüllt wurden. Herodot. V, 101. Dio Chrysost. II, p. 11. Athen. p. 515. Heeren l. c. p. 114.

S. 22. Z. 22. Ameisen, d. i. vierfüssige Raubthiere, welche bei dem Graben ihrer Höhlen den Goldsand aus der Erde wühlten, der alsdann von den Indiern, mit grosser Gefahr von Seiten jener Thiere, gesammelt wurde. Herodot. III, 102.

S. 22. Z. 28. steilen Weg. S. Plutarch. T. VI, p. 284. In einem nicht minder lebhaften Bilde vergleicht Polybios XIII, 1. und nach ihm Horat. Od. II. 2, 13. die unersättliche Begierde nach Reichthum mit der Wassersucht, deren zerstörende Kraft in demselben Grade wächst, als man dem durch sie erzeugten, unwiderstehlichen Durste nachgibt. Virg. Georg. I, 198.

S. 23. Z. 7. Reichthum, dieser Solonische Vers ist in Brunck. Gnom. p. 76. und die folgenden von Theognis ib. V. 1111.

S. 23. Z. 13. Diogenes. Dieselbe Bewunderung für diesen merkwürdigen, durch so viele Mährchen übel berüchtigten Mann äussern die meisten alten Philosophen, vorzüglich jedoch Max. Tyr. Diss. 3. und 36. und Dio Chrysost. Or. 6. Alexander's Wort „Wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes seyn" ist bekannt und wird von Plutarch. T. VII, p. 311. ungefähr so gedeutet: Wenn ich mich entschliessen könnte meinen grossen und weltbeglückenden Planen zu entsagen, so würde ich die einfache, bedürfnisslose Lebensweise dieses Philosophen und seine erhabene Verachtung aller irdischen Dinge wählen.

S. 23. Z. 15. grosse, d. i. der König des unermesslichen Perserreiches. S. die ausführlich begründete Aeusserung des Diogenes bei Plutarch. T. VII, p. 942. und Dio Chrysost. T. I, p. 210.

S. 23. Z. 8. Summen, wörtlich Talente (eines zu 2605 Gulden) des Pythios, der so reich war, dass er den König Xerxes mit seinem ganzen Heere bewirthen konnte. Herodot. VII, 27. Sturz macht sich überflüssige Mühe mit dem Beiworte Mysier, da ja Pythios, nach Herodot, ein Phrygier sey; denn die Grenzen jener Länder wurden oft verwechselt, wie z. B. Plutarch. T. VI, p. 465. sagt: das Gebiet der Aerzte und Philosophen sey gerade so verschieden, wie die Grenzen der Mysier und Phrygier, worüber nämlich unaufhörlich gestritten wurde.

S. 23. Z. 27. gebrauchen. So äussert sich Sokrates über den Perserkönig und über den macedonischen König Archelaos. Cic. Tusc. V, 12. Dio Chrysost. T. I, p. 102. 112. Plat. Euthyd. p. 280. D.

S. 24. Z. 1. Pheidias von Athen, der bekannte grösste Bildhauer, Zeitgenosse und Freund des grossen Perikles. Ueber sein hier erwähntes, bewunderungswürdiges Meisterwerk, die Bildsäule

des Zeus in Olympia, s. O. Müller's vortreffliche Archäologie p. 98. 100. und die daselbst angeführten Quellen. cf. Anachars. c. 38.

S. 24. Z. 1. Polykleitos von Sikyon, der etwas jüngere Nebenbuhler von Pheidias. Ueber ihn und sein Colossalbild der Hera (Juno) in ihrem Heiligthume zu Argos s. O. Müller l. c. p. 108. und Anachars. c. 53.

S. 24. Z. 8. an sich. Die griechischen Ausgaben schwanken zwischen den Lesarten αὐτήν, κ. ἑαυτήν und ἑαυτῇ, sie, an sich, sich, sibi. Unser Text enthält die zweite Lesart, allein die dritte verdient den Vorzug, weil sie in allen Handschriften steht und der Platonischen Ansicht über diese Sache, welche Basilius in dieser und in andern Stellen zu seiner eigenen macht, am meisten entspricht, dass nämlich der Weise sich von allen äussern Dingen, diesen hemmenden Fesseln für sein höheres Streben möglichst unabhängig machen und sich selbst genügen müsse. Plat. Menex. p. 248, A. Vgl. uns. A. z. Apol. S. 83. und 85. Demnach ist der Sinn unserer Stelle: Die Tugend genüge sich selbst, sibi sufficere, suche ihren Schmuck nur in sich selbst, in ihrem Bewusstseyn. Mea virtute me involvo. Hor. O. III, 29, 54.

S. 24. Z. 11. Schmeichelei. Vgl. die lehrreiche Abhandlung von Plutarch. über den Unterschied des Schmeichlers und des Freundes. T. VI, p. 177 ff. und p. 557. Plat. Phædr. p. 240. Dio Chrysost. I, p. 106.

S. 24. Z. 13. Archilochos. Die angeführte Stelle dieses grossen Dichters aus Paros, der 716 — 663 vor unserer Zeitrechnung gelebt, ist aus Plat. Rep. p. 365, wo dem herrlichen Bilde des leidenden Gerechten, der für all sein edles Streben noch den Schein des Unrechtthuns mit allen bösen Folgen dieses Scheines auf sich lade, das Lob der Ungerechtigkeit zur Seite geht, welche den Schein des Rechtthuns, und damit Reichthum, Ehre und guten Namen zu erschleichen wisse. Da also der Schein die Wahrheit besiege, so müsse der Jüngling — nach der Meinung der Menge —

„als Vorhof und Aussenseite rings um sich her einen Abriss der Tugend beschreiben, aber des weisen Archilochos gewinnkundigen und verschlagenen Fuchs hinterherziehen, d. i. zur Hinterthüre den Fuchs hinein lassen.“ Vgl. das schöne Bild, welches Horat. Ep. I, 16. von dem wirklich tugendhaften Manne und von dem, welcher nur dafür gelten will, entwirft.

S. 24. Z. 24. Sophisten, eine der vielen Deutungen, welche man der in Homer. Odyss. IV, 385. enthaltenen Erzählung von dem Meergotte Proteus gegeben hat, der sich den Fragenden durch vielfache Verwandlungen zu entziehen sucht und nur dem Beharrlichen Rede steht. Die in unserer Rede gemachte Anwendung mit dem folgenden, von Theognis herrührenden Bilde von dem Polypen ist aus Plutarch. T. VI, p. 365. geflossen; die gemeinsame Quelle ist jedoch Plat. Euthyd. p. 288, wo Sokrates zwei kecke Sophisten mit dem Proteus, sich und seinen Freund mit dem Menelaos vergleicht, mit den Worten: „Wir also wollen den Menelaos nachahmen und nicht ablassen von den Männern, bis sie uns dasjenige sehen lassen, womit es ihnen Ernst ist, d. i. ihre wahre Meinung.“ Andere Erklärungen von Proteus s. bei Eustath. Unser Basler Herausgeber von 1537 versteht unter dem Sophisten den Pythagoras und beurkundet durch diesen Missgriff, wie durch seine meisten Bemerkungen seine Unbefugtheit zum Erklärer unserer Rede. Ein anderer lateinischer Uebersetzer und Ausleger, Viennæ per Joannem Singrenium. Expensis Jo. Metzger 1518, merkt hier das Rechte, ist aber sonst voll des Unnöthigen und nicht zur Sache Gehörigen.

S. 25. Z. 3. Polype. Plutarch bedient sich dieser Vergleichung auch T. VI, 188. 193. und T. IX, p. 626 ff. gibt er mehrere Vermuthungen über die Ursache des Farbenwechsels der Polypen, Vermuthungen, welche durch die neuere Erklärung aus der sinnreichen Undulationstheorie ganz überflüssig geworden sind. Aehnlich wie Basilius vergleicht Clemens Alex. p. 276. die schwan-

kenden Christen mit Polypen, welche ihre Farbe nach den Felsen wechseln, worin sie wohnen. Vgl. Aelian. V. H. I, 1. Plutarch. nennt an einem andern Orte T. VI, p. 195. den Schmeichler ein Chamäleon, welches alle Farben, nur die weisse, d. i. die Farbe der Unschuld und Wahrheit nicht annehmen könne.

S. 25. Z. 7. Schattenriss. Vgl. Plat. Phæd. p. 69, B. Phædr. p. 250, D. Cic. Off. I, 5.

S. 25. Z. 12. Kleines. Die hier angedeuteten Verse des Hesiodos in seinen Tagewerken v. 361. lauten so:

Wenn Du auch Kleines sogar zum Kleinen nur leget und häufig
Solches vollbringst, wird gross dann bald auch Jenes dir werden.

Die von Basilius gegebene Erklärung dieser Verse ist aus Plutarch. T. VI, p. 283.

S. 25. Z. 15. Bias von Priene, einer der bekannten sieben Weisen. Diog. Laert. I, 88. erwähnt, mit Rücksicht auf die alte Vorstellung, dass das menschliche Leben nur eine Wallfahrt, eine Reise von der Wiege zum Grabe sey, auch folgende Lehre jenes Weisen: „Zum Vorrathe (Zehrgelde) für deine Reise aus der Kindheit nach dem Greisenalter wähle dir die Weisheit, denn sie ist zuverlässiger als jeder andere Besitz.“ So dienten, nach Plutarch. T. VII, p. 298. dem grossen Alexander auf seinen Zügen die Ilias und Odyssee als geistiges Reisegeld, woraus er nicht blos Erheiterung und Erholung, sondern auch Nahrung für Tapferkeit, Besonnenheit, Hochsinn und Todesverachtung geschöpft habe.

S. 25. Z. 23. Tithonos, ein Bruder des Troischen Königs Priamos. Eos, die Göttin des Morgens, raubte ihn wegen seiner Schönheit, und erbat von Zeus die Unsterblichkeit für ihn, jedoch ohne die Beigabe der ewigen Jugend, ohne welche die Unsterblichkeit nur eine Qual für ihn und sie werden musste; so dass sie ihn in seinem hohen und entkräfteten Alter in eine Cicade

verwandelte. Homer. hymn. in Ven. 218. Horat. O. I, 22, 8. und Serv. zu Virg. Georg. I, 447.

S. 25. Z. 23. Arganthonios, König von Tartessos, wo er achtzig Jahre regiert und hundert und zwanzig Jahre gelebt hat. Herodot. I, 163. Mit dem Gedanken über die verhältnissmässige Kürze des menschlichen Lebens vgl. Plat. Rep. p. 486, A. Plutarch. T. VI, p. 423 ff.

S. 26. Z. 9. jeder selbst. Wenn die Lesart unseres Textes αὐτῶν richtig wäre, so müsste unsere Uebersetzung heissen: jeder von ihnen, d. i. den Wählenden, oder jeder soll von denselben, d. i. den verschiedenen Lebensarten, die beste wählen; was auf den Schluss der Platonischen Republik zurück deuten könnte, wo der Prophet p. 618 ff. (cf. Plutarch. T. VIII, p. 952.) den in das irdische Leben übertretenden Seelen die verschiedenen Lebensloose zu freier Wahl übergibt. Allein in allen uns bekannten, so wie in den von Gadaker zu M. Anton. p. 303. und Wyttenbach zu Plutarch. T. VI, p. 469. angeführten Stellen der Alten, wo jener von Pythagoras herrührenden Vorschrift gedacht wird, steht αὐτόν, welches auch durch sechs Manuscripte von Basilius (s. Garnier) bestätiget wird. Dieser unstreitig richtigern Lesart sind wir in unserer Uebersetzung gefolgt. Vgl. Plutarch. T. VIII, p. 376, wo die unmittelbare Quelle unserer Stelle zu seyn scheint. Dagegen widerlegt derselbe Plutarch (T. VII, p. 828.) die Ansicht des Pythagoras scheinbar durch die Bemerkung, nicht die Gewohnheit, wie Jemand behaupte, mache die beste Lebensart angenehm, sondern dieselbe Vernunft mache jede Lebenslage zugleich zur besten und zur angenehmsten; da also die Quelle unseres Wohlseyns in uns selbst liege, so komme es nur darauf an, diese zu reinigen, damit zugleich alles Aeussere uns heimisch und befreundet und nicht durch falsche Ansicht verbittert werde etc.

Quod petis, hic est;
Est Ulubris, animus si te non deficit æquus.

Hor.

S. 26. Z. 18. Ihr aber. Das von hier an Folgende ist in abgekürzter Form aus Plutarch. T. VI, p. 304. f. ed. Reisk. gezogen. Es wurde schon früher bemerkt, dass wir hier am Ende unserer Uebersetzung minder worttreu waren; wörtlich hiesse die Stelle: Ihr aber sollet, da es drei schwache Zustände gibt, nicht dem unheilbaren zu gleichen scheinen, und nicht eine Krankheit der Seele zeigen, welche der Krankheit Jener ähnlich ist, die am Körper unrettbar darnieder liegen.

Der Schluss unserer Rede ist, wie der alte Basler Herausgeber richtig bemerkt, das wiederkehrende Thema des Einganges, jedoch in umgekehrter Ordnung und mit einer Variation, in welche die Platonische Ansicht aufgenommen ist, dass Unwissenheit und Laster Krankheit, Weisheit und Tugend aber die wahre Gesundheit der Seele sey, Rep. p. 444, E. f., eine Ansicht, nach welcher die höchste Aufgabe der Erziehung bestimmt wird, nämlich bei jedem Zöglinge dafür zu sorgen,

Ut mens sana sit in corpore sano.

BR
65
B34R4
1838

Basilius
Rede des heiligen
Basilius

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY